Heft 5 Mai 2003 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr 9,50

NACH DEM KRIEG

THEWELEIT: DEUTSCHE FRIEDENS-FÜHRUNG

LAUTER LINKE KURZ-SCHLÜSSE

WAFFEN STATT WOHLFAHRT

EUROPA GEGEN DIE USA

...AND THE WINNER IS?

in konkret Mai 2003

hier konkret von Raid Fahmi
Wie soll es nach dem Sturz des Ba'th-Regimes im Irak weitergehen? Fragen an Raid Fahmi, Führungsmitglied der ICP (Kommunistische Partei des Irak). Raid Fahmi lebt seit 1983 als politischer Flüchtling in Frankreich

von Konkret

an Konkret

Saure Krauts von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Weiches Wasser von Gaston Kirsche

Vorbildliche Friedensführung von Klaus Theweleit
Der Verband Deutscher Schriftsteller hat Gerhard Schröder und Joschka Fischer für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2003 vorgeschlagen. Ist jemand dagegen?

German think, US tank von Ralf Schröder
Während die Amerikaner Krieg führten, überlegten die Deutschen, wie man den Imperialismus der Supermacht zügeln und einen Fuß in den Irak kriegen kann. Mit Hilfe des Völkerrechts? Beiträge von Ralf Schröder und Thomas Uwer/Thomas v. d. Osten-Sacken

Rechthaberei der Verlierer von Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken
Während die Amerikaner Krieg führten, überlegten die Deutschen, wie man den Imperialismus der Supermacht zügeln und einen Fuß in den Irak kriegen kann. Mit Hilfe des Völkerrechts? Beiträge von Ralf Schröder und Thomas Uwer/Thomas v. d. Osten-Sacken

Kontingenter Imperialismus von Georg Fülberth
Nur das übliche Betriebsgeräusch? – Eine kleine Geschichte der Gemeinsamkeiten und Differenzen der deutschen und der US-amerikanischen Außenpolitik nach 1945.

Triviale Wirklichkeit von Michael Scharang
Gott ist tot, der Kriegsgott auch.

Kurzes Jahrhundert von Michael Hahn
Wie lange dauert(e) die amerikanische Weltherrschaft? Einige Antworten aus den Neuerscheinungen des Frühjahrs.

Zu Protokoll von Wertkritische Kommunisten
Robert Kurz, Redakteur der Zeitschrift »Krisis«, hat »anläßlich« des Kongresses »Spiel ohne Grenzen«, der unter Mitwirkung von »Jungle World«, »17 Grad«, »Phase 2«, »iz3w« und KONKRET vom AstA der Uni München veranstaltet wird, unter dem Titel »Das Spiel ist aus« einen Aufruf gegen »antideutsche Kriegshetzer, Globalisierungsleugner, Altstalinisten und nützliche Idioten« verfaßt. Eine ihm bis dahin nahestehende Gruppe »Wertkritischer Kommunisten« aus Leipzig hat ihren Mentor zurechtgewiesen. KONKRET dokumentiert die (jeweils

Hart, aber fair! von Stefan Frank
Gegen die Nörgelei mancher Gewerkschafter formiert sich eine große Burgfriedensbewegung, um die in guter sozialdemokratischer Tradition stehende

Reformpolitik der Bundesregierung zu unterstützen.

KEIN SCHÖNER LAND - Der edelste Teil des Menschen
Wie der deutsche Schriftsteller Peter-Paul Zahl ausgebürgert wurde. Eine Dokumentation

Massenhaft Mossad von Joachim Rohloff
Jürgen W. Möllemann hat seine Bewerbung um den dümmsten Bestseller der Neuzeit eingereicht.

Kunst & Gewerbe

Alles im »Blic« von Gert Ockert

Experten im Bush-Krieg von Gert Ockert
Kultur-Kolumne

Im Anfang war das Wort von Jochen Stremmel
Eine Geschichte in drei Briefwechseln. Zusammengestellt von Jochen Stremmel

Trümmerliteratur von Magnus Klaue
Die Kritische Ausgabe der Werke Else Lasker-Schülers befreit die Autorin vom Image der kindlich-verspielten, unpolitischen Dichterin.

Buch & Deckel von Christel Dormagen
Maxim Biller: Esra. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, 220 Seiten, 18,90 Euro

Buch & Deckel von Peter Hetzler
Rolf Pohle: Mein Name ist Mensch. Karin Kramer Verlag, Berlin 2002, 215 Seiten, 18 Euro

Buch & Deckel von Saša Vukadinovic
Mahasweta Devi: Mutter von 1084. Bonner Siva Series, Bonn 2003, 160 Seiten, 12 Euro

Buch des Monats von Jan Süselbeck
Karl Gutzkow: Die neuen Serapionsbrüder. Roman. Hg. von Kurt Jauslin. Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte Gesamtausgabe, hg. vom Editionsprojekt Karl Gutzkow. Erzählerische Werke, Bd. 17. 640 Seiten, mit CD-Rom, 33 Euro

»Die Aura des Führers« von Magnus Klaue
Die »Destruktion« des Hitler-Mythos in der deutschen Literatur seit 1945 reduziert sich auf Platitüden.

Ruhe auf dem Kirchhof von Stefan Ripplinger
Über eine Philosophie des Friedens bei Kant und Freud.

filmtheater von Marit Hofmann
Mariannes Heimkehr – Die Jüdin, der Beamte und das Dorf

FilmTheater von Jürgen Cain Külbel
City of God

FilmTheater von René Martens
Punch-drunk Love

FilmTheater von Vojin Saša Vukadinovi´c
Die Regeln des Spiels

Film des Monats von Andreas Busche

Geständnisse

Israkelis von Corry Görgü
Über den Film »Forget Baghdad« von Samir.

Going crazy von Ludwig Seyfarth
Gibt es eine »groteske« Moderne? Ausstellungen in Frankfurt und Düsseldorf beschäftigen sich mit Erscheinungsformen des Satirischen und Surrealen.

Freiheit der Formen von Martin Büsser
Eine Frankfurter Ausstellung würdigt die Werke des kommunistischen Architekten Oscar Niemeyer.

Melodie & Rhythmus von Martin Büsser
Aphex Twin: 26 Mixes For Cash. Warp/Zomba

Melodie & Rhythmus von Michael Saager
Angie Reed Presents The Best Of Barbara Brockhaus. Chicks On Speed/Efa

Melodie & Rhythmus von Frank Schäfer
The Churchills: Big Ideas. Supermusic/Connected

Platte des Monats von Klaus Smit
Autechre: Draft 7.30. Warp/Zomba

Boogie-Woogie vom Saturn von Felix Klopotek
Conlon Nancarrows Kompositionen galten als unaufführbar, bis er vor cirka 60 Jahren das mechanische Klavier entdeckte und damit die Möglichkeit, unabhängig zu arbeiten.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/03, S. 3

Raid Fahmi

hier konkret

Wie soll es nach dem Sturz des Ba'th-Regimes im Irak weitergehen? Fragen an Raid Fahmi, Führungsmitglied der ICP (Kommunistische Partei des Irak). Raid Fahmi lebt seit 1983 als politischer Flüchtling in Frankreich

konkret: Herr Fahmi, was war Ihr erster Gedanke, als am 9. April der Fall Bagdads gemeldet wurde?

Fahmi: Ein Gefühl der Erleichterung über den Sturz der verhaßten Diktatur, der seit langem erseht worden war. Zugleich der Gedanke daran, daß die Katastrophe des Krieges nicht verhindert werden konnte. Wir hatten alles, was in unserer Möglichkeit stand, getan, um einen Krieg zu verhindern. Wir hatten an Initiativen teilgenommen, und wir hatten alternative Vorschläge ausgearbeitet, die sich gegen das Vorgehen der USA richteten und zugleich die Situation im Irak zu verändern trachteten. Aber dieser Krieg war seit längerem geplant, und er hat andere Ziele als das Auffinden von Massenvernichtungswaffen.

konkret: Alternative Vorschläge?

Fahmi: Wir haben immer wieder gesagt: Es kann nicht darum gehen, abstrakt die Souveränität des Irak zu verteidigen – diese Souveränität war ohnehin de facto stark eingeschränkt aufgrund des Embargos, der Flugverbotszonen etc. Wir sprachen uns daher für eine internationale Einmischung aus, aber nicht in militärischer Form, sondern als politische Initiative. Das Regime war anfällig für Druck von außen, das hat man daran gesehen, daß es die Inspektionen gestattet und in dieser Frage nachgegeben hat – während es zugleich im Innern die Schrauben anzog. Aber man hätte nicht die angeblichen irakischen Massenvernichtungswaffen ins Zentrum rücken dürfen, denn damit wurde die irakische Bevölkerung gerade nicht zum Akteur gemacht, sondern bekam den Eindruck, daß da diplomatisch über ihre Köpfe hinweg entschieden wird. Man hätte statt dessen etwa Inspektionen in Gefängnissen fordern, die Freilassung von Häftlingen zum Thema machen sollen. Es hätte darum gehen müssen, Spielräume für die Menschen im Irak zu schaffen, ihre Interessen selbst zu artikulieren und dadurch eine Dynamik in Gang zu setzen, die dem Regime außer Kontrolle hätte geraten können.

konkret: Wie wird sich die Situation im Irak in den nächsten Monaten voraussichtlich entwickeln?

Fahmi: Die Irakis wollen nicht eine Diktatur durch eine andere ausgetauscht sehen; sie lehnen die Präsenz einer Besatzungsmacht ab, ob mit einer Militär- oder Zivilverwaltung. Es wird möglicherweise eine irakische Zivilverwaltung geben, aber vieles deutet darauf hin, daß sie keine reale Macht haben wird. Zugleich wird bereits offen über die Aufteilung und Privatisierung der irakischen Ölreserven gesprochen. Anfang der zweiten Aprilwoche gab es Meldungen, wonach die US-Amerikaner Treffen mit irakischen Erdölspezialisten aus dem Exil abhielten. Aber über die Verwendung seiner Ressourcen muß das irakische Volk durch seine gewählten Vertreter bestimmen.

Wir sind dafür, daß die irakischen Angelegenheiten der Uno übertragen werden, die eine zivile Übergangsverwaltung einsetzen soll, bis demokratische Wahlen stattfinden können. Zugleich rufen wir dringend zur humanitären und medizinischen Hilfe für die Bevölkerung auf und zum sofortigen Ende aller Wirtschaftsblockaden gegen den Irak.

konkret: Die Uno wird auch von europäischen Regierungen, etwa Frankreichs und Deutschlands, ins Gespräch gebracht – aber aus durchaus eigennützigen Gründen. Nur so nämlich können sie selbst Einfluß auf die irakische Nachkriegsordnung bekommen.

Fahmi: Der Ausgangspunkt ist nicht der gleiche. Ihnen geht es darum, bei der Verteilung der irakischen Beute dabei zu sein. Uns geht es darum, wie sich die besten Voraussetzungen dafür gewinnen lassen, daß die irakische Bevölkerung über ihre Zukunft selbst bestimmt. Wir sprechen von der Uno, weil zur Zeit auf internationaler Ebene keine Alternative zur Verfügung steht.

konkret: Hat Ihre Partei – wie andere irakische Exilgruppen, etwa jene, die sich im Dezember in London trafen – in der Vorkriegsphase Kontakte zu den USA gehabt?

Fahmi: Unsere politischen Positionen sind stets eindeutig gewesen. Auf ihrer Grundlage konnten wir mit allen diskutieren – solange die Diskussionen transparent blieben. Wir haben mit staatlichen Vertretern der USA, aber auch Frankreichs und Deutschlands gesprochen. Aber die Kontakte waren begrenzt. Die Initiative dazu ging von der anderen Seite aus. Wir haben darüber in unseren Medien offen berichtet.

Die Gruppen, die mit den USA zusammenarbeiten, hatten uns auch nach London eingeladen. Sie wollten, daß wir uns an den dort etablierten Gremien beteiligen. Aber da wir für einen unabhängigen und demokratischen Irak eintreten und eine US-Intervention ablehnen, waren wir in London nicht vertreten. Es muß allerdings betont werden, daß wir, solange die Diktatur unser Hauptfeind war, keine ernsthaften Konflikte mit den übrigen oppositionellen Kräften gesucht haben.

Man muß erwarten, daß jene Kräfte, die mit den Amerikanern zusammengearbeitet haben, auch künftig am US-Projekt für den Irak teilnehmen werden. Wird es demokratische Rechte für alle politischen Strömungen geben, oder nur für jene, die den USA günstig gesonnen sind? Ahmad Chalabi fordert bereits, die USA sollten im Irak militärisch präsent bleiben, bis dieser eine Verfassung hat. Wir wissen, daß das konkrete Kräfteverhältnis die US-Pläne begünstigt. Aber unsere politische Absicht ist eine andere: Wir wollen nicht die Diktatur gegen ein Besatzungsregime tauschen. Sein politischer Preis könnte sehr hoch sein. Denn eine länger andauernde US-Besatzung würde nicht ohne Widerstand hingenommen werden; keine größere politische Gruppierung akzeptiert sie.

Konkret 05/03, S. 4

von Konkret

Mit dem Krieg neigt sich glücklicherweise auch die Hochzeit der deutschen Militär- und Volkstumsexperten aus Politik und Medien ihrem Ende zu. Dem Bundesumweltministerium beispielsweise lagen, so Jürgen Trittin am 26. Februar, »verschiedene Studien vor, darunter UN-Dokumente«, nach denen »mit 40.000 bis 200.000 Opfern von militärischen Operationen gerechnet (wird). Es wird befürchtet, daß bis zu 200.000 weitere Menschen an den mittelbaren Folgen eines Krieges sterben.« Der Bundeskanzler sprach am 20. März von »Tausenden von unschuldigen Kindern, Frauen und Männern«, denen der Irakkrieg »den sicheren Tod bringen wird«. Peter Glotz wußte von »Zehntausenden unschuldigen Zivilisten« (30. Januar), denen ein solches Schicksal sicher sei. Der Orient- und Mathematik-Experte Udo Steinbach hatte bereits am 4. August 2002 eruiert, daß die Amerikaner »intern ... mit 40.000 Gefallenen« rechnen.

Die Mutter aller Experten aber, ohne die keine TV-Talkshow mehr auskam, Peter Scholl-Latour, hatte noch am 3. April nach dem »bisherigen Kriegsverlauf ... eine Vorstellung davon, was auf die Alliierten in Bagdad zukommt: Nur nach langen Kämpfen konnte Umm Qasr erobert werden, ein Nest von 4.000 Einwohnern« – und lag mit dieser Prognose ungefähr genauso richtig wie der irakische Informationsminister Mohammed Said el Sahaaf, der noch kurz vor Kriegsende behauptete, »wir werden sie alle abschlachten« – oder auch: »Taumelnde Kräfte von Ungläubigen können nicht einfach in ein Land von 26 Millionen Menschen eindringen und sie belagern. Sie sind diejenigen, die sich unter Belagerung befinden werden ... Jetzt ist sogar das amerikanische Kommando unter Belagerung.«

Der Militärhistoriker Stig Förster gab am 27. März zu Protokoll: »Die Iraker hatten ein Jahr lang Zeit, sich auf den Krieg vorzubereiten. Und man sieht es ja auch, wie gut sie sich vorbereitet haben. Sie werden auch für dieses Szenario Gegenmaßnahmen getroffen haben, so daß ein solcher Versuch sicherlich in einer großen Schlacht um Bagdad enden würde.« Auch die »Explosion des Mittleren und Nahen Ostens«, die die notorische Angelika Beer als Folge eines Irakkrieges kommen sah, ist ausgeblieben, und nicht nur Heidemarie Wieczorek-Zeul dürfte noch immer vergeblich darauf warten, daß sich »die Bevölkerung in den arabischen Staaten ... ganz offen mit Saddam Hussein solidarisiert«.

KONKRET-Leserinnen und -Lesern blieben Titel wie »Die entzauberte Weltmacht« (»Stern«, 3. April), »Die eingebildete Weltmacht« (»Spiegel«, 17. März) oder »Supermacht im Sand – Amerikas stockender Blitzkrieg« (»Spiegel«, 31. März) erspart. Leser/innen des **konkret-texte**-Bandes 33 Thomas von der Osten-Sacken/Arras Fatah (Hg.): *Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III. Golfkrieg* waren vor derlei Phantastereien sowieso gefeit. Wer wissen möchte, wie kam, was kam, kann das Buch für 15,60 Euro (inkl. Porto) beim Verlag bestellen. Mehr zur Kunst deutscher Prognostik und zu ihrem Kalkül findet sich in der Kulturkolumne auf Seite 39 dieses Heftes, in der Gert Ockert die sogenannten Experten der deutschen Talkshows und Nachrichtensendungen vorführt.

Korrektur: Im gerade erschienen **konkret-texte**-Band 34 von Moshe Zuckermann: *Zweierlei Israel? Auskünfte eines marxistischen Juden an Thomas Ebermann, Hermann L. Gremliza und Volker Weiß*, haben sich leider zwei Fehler eingeschlichen: Nicht Norbert Elias, sondern Elias Canetti gedenkt seiner Lehrjahre unter osmanischer Herrschaft mit Dankbarkeit (S. 135). Und Moshe Zuckermann ist Direktor des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität von Tel Aviv (und nicht von Jerusalem, wie auf S. 5 behauptet).

Veranstaltungen: Im Rahmen des Kongresses »Spiel ohne Grenzen. Zu- und Gegenstand der ›Antiglobalisierungsbewegung‹« vom 23. bis 25. Mai an der Universität München (Geschwister-Scholl-Platz 1) sprechen u.a. Hermann L. Gremliza über »Antiamerikanismus – Antikapitalismus für Dumme?« (23.5., 19 Uhr), Rainer Trampert über »Nationalstaat und Globalisierung«, Boris Gröndahl über globale Kommunikationsstrukturen (jeweils 24.5., 12 Uhr), Andrea Woeldike und Stephan Grigat über »fetischistische Wertverwertung, Globalisierung und Israel« (24.5., 16 Uhr), Thomas Ebermann über die Ideolo-gie der Globalisierung und Winfried Wolf über »transnationales« Kapital (jeweils 24.5., 18 Uhr).

Thomas von der Osten-Sacken, Koautor des **konkret-texte**-Bandes *Saddam Husseins letztes Gefecht?,* spricht zum Thema »Der Irak und der Krieg« am 20. Mai um 20 Uhr im Jos Fritz-Café, Freiburg.

Konkret 05/03, S. 6

an Konkret

Collateral damage

KONKRET 4/03: »God save America« von Hermann L. Gremliza

Ich habe zur Kenntnis genommen, daß in der Zeitschrift KONKRET überwiegend ein Krieg gegen den Irak zur Beseitigung der dortigen Diktatur für gerechtfertigt gehalten wird. Ich dachte bisher, daß es nicht so gut sei, Diktaturen durch Krieg zu beseitigen. Aber gut, vielleicht muß man in dieser komplexen Welt jeden Tag dazulernen.

Zur Strukturierung meines Lernprozesses wäre ich Ihnen für einige Handreichungen dankbar. Teilen Sie mir doch bitte mit, ab welchem Schlimmheitsgrad Diktaturen durch Krieg beseitigt werden dürfen. Ich wäre dankbar für Angaben über die notwendige Anzahl der durch die Diktatur getöteten, gefolterten und gefangenen Menschen. Sollte Ihrer Ansicht nach eine konkrete Instanz und ein konkretes Verfahren für die Feststellung der Beseitigungswürdigkeit einer Diktatur eingerichtet werden, und spielen bei der Feststellung der Beseitigungswürdigkeit einer Diktatur der Umfang der zu erwartenden zivilen Begleitschäden, insbesondere tote Menschen, eine Rolle? Wenn ja, mit welcher Priorität?

Friedhelm Kötter

Hemer

Sehr geehrter Herr Kötter,

Sie wollen meiner Kolumne »God save America« entnommen haben, daß ich einen Krieg gegen den Irak zur Beseitigung der dortigen Diktatur für gerechtfertigt halte. Ich habe bei erneuter, von Ihnen angeregter Lektüre der Kolumne nichts dergleichen gefunden, jedoch im vorangegangenen KONKRET (Titel: »Gegen Krieg und deutschen Frieden«) diesen Gedanken:

Wäre gewährleistet, daß Saddam Husseins Regime beseitigt und durch ein menschenfreundliches ersetzt werden könnte, ohne fünfzig-, hunderttausend oder mehr Iraker kollateral umzubringen und zugleich an anderen Orten andere Monster zu entfesseln, hätte ich keinen Einwand.

Könnte es sein, daß nur ich darin die Absage an diesen Krieg erkenne, Sie jedoch das Gegenteil? Und wenn es so wäre: Was bedeutete dies? Daß Ihnen die Ablehnung des Kriegs nichts wert ist, wenn sie nicht Zustimmung zu den Parolen der deutschen Friedensbewegung und der Bundesregierung meint?

Ihr neugieriger

Gremliza

Als die BRD Anfang der neunziger Jahre in Jugoslawien zu zündeln begann, gegen den Willen anderer europäischer Staaten wie Frankreich, England, Spanien etc., und dann mit den USA das Land zerbombte, großes Leid erzeugte, in dieser Zeit stieß ich mit meiner Kritik an dem Krieg bei den »Friedensfreunden« von Grün bis Sozi auf Unverständnis, »weil den Serben ja nicht anders beizukommen sei«. Wenn ich diese »Friedensfreunde« heute jammern höre, könnte ich ihnen eins in die Fresse geben. Und daß einer der Hauptkriegsverbrecher heute gegen den Krieg heuchelt, das paßt genau in den Zustand dieser Gesellschaft.

In dieser und in allen Zeiten war es schon immer wichtig und richtig sich vom Hauptstrom fernzuhalten, wegen der klaren

Gedanken. KONKRET ist da nicht schlecht.

Eckhard Begerock

Albessen

Sponsored by Israel

KONKRET 4/03: »Front gegen Israel« von Ilka Schröder

Wenn mit dem Hinweis auf die Selbstmord-Attentäter die Aussage »Sponsored by EU« benutzt wird, so müßte man nach dem Studium des Artikels diesen mit dem Vermerk »Sponsored by Israel« versehen, denn einen solch einseitigen, zynischen, niveaulosen, proisraelischen Artikel gab es lange nicht mehr. All das nach dem gängigen Strickmuster – alles,

was gegen den Staat Israel ist, ist antisemitisch. Ginge es nach Frau Schröder, würde man warten, bis alle Palästinenser verkrüppelt, vertrieben, verhungert und erschossen sind, um dann endlich Großisrael in biblischen Grenzen zu errichten.

Klaus Scheliga

Brandenburg

Daily mirror

KONKRET 4/03: »Judentum ist unattraktiv«. Interview mit David Gall von »Hagalil«

David Gall sagt: »Würde man das Internet als Spiegel der Gesellschaft nehmen, müßte man entsetzt sein.« Gegenfrage: Warum sind wir es nicht? Was in den deutschen Internet-Diskussionsforen an antisemitischen Attacken, die oft als verbrämter Antizionismus erscheinen, in den zurückliegenden zwölf Monaten eingestellt, von den Moderatoren geduldet, offen diskutiert und meist als mehrheitsfähig abgewogen wurde, überbietet insgesamt alles, was an rechter Propaganda zwischen 1945 und dem 11. September 2001 zu lesen und zu hören war. Tatsächlich: Antijüdische Propaganda existiert auch in der Mitte der Gesellschaft, sie ist auf der rechten Seite nicht deutlich stärker als auf der linken – sie ist fast überall ähnlich. Erinnern wir uns an eine Umfrage, die auf dem Höhepunkt der Israeldebatte durchgeführt wurde und nach der lediglich neun Prozent der Menschen die Ursachen für den Nahost-Konflikt bei den Palästinensern sahen, so wissen wir, wie die Sache steht.

Tanja Krienen

Unna

Dead Man Walking

KONKRET 4/03: »In Bräune fest« von Erich Später

In seiner Rede auf einer Veranstaltung im Rahmen des Sudetendeutschen Tages 2002 hat H. R. Übelacker erzählt, daß Adenauer während eines Staatsbesuches in Israel sich mit Chaim Weizmann zu einem Vier-Augen-Gespräch zurückgezogen hat. Nach Übelacker diente dieses Gespräch dazu, den jüdischen Chemieprofessor und israelischen Staatspräsidenten Chaim Weizmann von der Forderung, daß Deutschlands Verantwortung nie enden werde, abzubringen, was Adenauer – nach Übelacker – auch gelungen ist.

In der Tat folgte Adenauer im Mai 1966 einer Einladung der israelischen Regierung zu einem Privatbesuch nach Israel. Das Vier-Augen-Gespräch mit Chaim Weizmann konnte zu diesem Zeitpunkt nicht stattfinden, da dieser bereits am 9. November 1952 verstorben war.

Ben K. Bil

per E-Mail

Man without a past

KONKRET 2/03: »Die Plaudermaschine« von Michael Scharang

Ich gehe inhaltlich mit der Kritik Michael Scharangs an der Musil-Kritik Reich-Ranickis weitgehend d'accord. Was aber ist das: »Hätte Reich-Ranicki zu Lebzeiten Musils was zu sagen gehabt ..., hätte Reich-Ranicki den *Mann ohne Eigenschaften* vielleicht verhindern ... können. Die Literatur-Blockwarte und Künstler-Denunzianten können es nicht verwinden, daß es im Lauf der Geschichte zahllose Regime gegeben hat, die Kunstwerke verboten und Künstler vernichtet haben, daß sie aber, die Blockwarte und Denunzianten, nicht zur Tat schreiten, sondern nur schreiben dürfen, obwohl sie gerade das nicht können.« Gegen Ende der Lebzeit Musils verfolgte nicht Reich-Ranicki den Plan, Musil mundtot zu machen, sondern gewisse andere Leute betrieben es recht effizient, Leute wie Reich-Ranicki z.B. per Gas komplett tot zu machen. Indem Reich-Ranicki danach keineswegs Künstler vernichtete, sondern bestimmte wirkliche Blockwarte bekanntlich für kurze Zeit im Auftrag der kommunistischen Befreier denunzierte, schritt er zum Glück einmal wirklich zur Tat.

Warum Scharang aber den Blockwart auf Reich-Ranicki projiziert, der nicht so schreibt, wie Scharang das gerne hätte, sondern etwas so Negatives wie Literaturkritik praktiziert, und die KONKRET-Redaktion sowas abdruckt, will mir als Leser, der KONKRET u.a. gerade wegen ihrer Positionen zum Antisemitismus sehr schätzt, nicht einleuchten.

Karl Schwitters

Berlin

Who the fuck is ...?

KONKRET 4/03: »Lyrik mit Hau« von Gert Ockert

»Robert Gernhardt«, schreibt Gert Ockert auf neidgelbem Grund, »ist ... kein guter Maler ...« Und wer ist Gert Ockert? Gert Ockert ist jemand, der Robert Gernhardt für keinen guten Maler hält, und mehr braucht man über Gert Ockert daraufhin nicht mehr zu wissen.

Harry Rowohlt

Hamburg

Konkret 05/03, S. 9

Hermann L. Gremliza

Saure Krauts

»Es ist aber ein alter Irrtum, daß bei Aufregungszuständen statt Kompressen Drucksachen aufzulegen sind.«

Karl Kraus

Zu Zeiten wie diesen, denen die Bäuche übern Kopf wachsen, bleibt die einzige Glaubensgemeinschaft, der anzugehören sich empfiehlt, die Kirche, die man im Dorf läßt. In aber ist Sektenplage. Gefühle, Obsessionen, Psychosen, die in Friedenstagen nur nach Einbruch der Dunkelheit und an des Verstandes Hand Gassi geführt wurden, machen am hellichten Tag die Öffentlichkeit unsicher. Aus Kritikern der politischen Ökonomie werden Vaterlandsverteidiger, aus Kommunisten Cheerleader. Einer singt das Lied der revolutionären Gymnasiasten, andere beten das Vater unser, der du bist im Weißen Haus, jene schlagen den Schröder (Kosovo) für einen Friedenspreis vor, diese den Rumsbumsfeld.

Es war das Denken zuvor schon die größte ihrer Begabungen nicht, und versuchten sie's doch, dann in der Bedeutung, die dem Denken in dem Satz »Ich hab gedacht« beikommt. »Ich hab gedacht« heißt: »Ich war der irrigen Annahme«. »Ich hab gedacht, St. Pauli steigt auf.« Ihre Theorien rochen nie nach Elfenbeinturm, sondern nach dem Wirtshaus, in dem der eine zum andern sagt: »Ja, in der Theorie hast du hundert Pro recht, aber in der Wirklichkeit sieht die Sache ganz anders aus.« Kurz um: Theorie war ihnen nie der Gedanke, dessen Wahrheit Praxis heißt, sondern die Rechnung, die ohne den Wirt gemacht ist. Und so blamierte sich denn des Landes berühmtester Krisentheoretiker am Tag, da das atlantische Schisma notorisch wurde, mit der Weissagung: »Es gibt kein Zurück hinter die gesamtimperiale Machtstruktur der Nato unter alleiniger Führung der letzten Weltmacht USA.« Ein Denken, das von denkste kommt.

Keiner kommt als Denker auf die Welt. Oben auf der Uniform, hieß es einst im »Simplicissimus«, hat der Soldat einen Kopf, damit er weiß, wie hoch er beim Grüßen die Hand zu heben hat. Mehr aus dem Kopf zu machen kostet Mühe, während einem das Inventar des Bauchs aus allen Ecken (Eltern, Schule, diverse Kollektive) nur so zufliegt. Auch wer nichts weiß, weiß, wen oder was er haßt oder liebt, und weil psychische Muster in frühester Kindheit von Generation zu Generation wie eine ew'ge Krankheit übertragen werden, sind solche Zu- und Abneigungen von der Sozialgeschichte des Kollektivs geprägt, weshalb hierzulande noch heute mehr vom Geist wilhelminischer Schulen in den Psychen wabert als von Reeducation oder Rock 'n' Roll.

Darauf gibt es zwei Antworten. Die der Frankfurter Spontis hieß einst: Sau rauslassen. Weil aber die Sau nichts anderes ist als das deutsche Spießergemüt, führte sie ihren Besitzer ziemlich direkt ans Herz und in die Ämter der Nation. Die andere Antwort heißt: Kontrolle ist besser. Leider verlieren sie die meisten, wenn ihr Innerstes durch äußerste Ereignisse aufgewühlt wird. Dann sprechen und schreiben nicht mehr denkende Personen zu uns, sondern es spricht und schreibt aus ihnen: die Wutz (siehe Seite 28). Wehe der Realität, die nicht will, wie sie soll!

Der Nahostexperte teilt die Bevölkerung des Irak in haßerfüllte Sekten, deren Mitglieder sich gleich nach dem Abgang Saddam Husseins die Gurgel durchschneiden: Kurden, Schiiten und Sunniten, mancher hat noch ein paar Christen auf der Hitliste, und läßt Hunderttausende dem Regime verschworene Elitesoldaten und Geheimdienstler die Städte im Kampf um jedes Haus bis zum letzten Atemzug verteidigen. Recht gegen diese Experten von ARD, ZDF, RTL, »FAZ«, »Junge Welt« undsoweiter sollte kein Dümmerer behalten als der Chauffeur Michael Schumacher, der zum Kriegsbeginn gemeint hatte: »Die Menschen im allgemeinen wollen leben.« Auch der stolze Araber aller Orientinstitute war dann doch nicht allzeit bereit, für Allah zu sterben. Seine Ehre hieß, jedem der vorrätigen Götter sei Dank, nicht Treue.

Kein Volkssturm also, aber auch der Jubel, den die Sieger erwartet hatten, fiel gegen die Manifestationen, die man bei anderen Gelegenheiten erlebt hat, am 25. April 1974 in Lissabon etwa oder, leider, am 9. November 1989 am Brandenburger Tor, bescheiden aus. Es trat ein, was keiner der Talkschau-Experten, ob Belliz- oder Pazifist, vorausgesehen hatte, und die tagelangen Plünderungen waren ein überzeugender Beweis, daß den Bewohnern der Region an anderem mangelt als an den Segnungen Allahs und der Founding fathers. Alles in allem scheint der Nahe Osten den Projektionen von Bedürfnissen und Wünschen deutscher Kriegs- und Friedensfreunde nicht so recht entsprechen zu wollen.

Sei's drum. Wäre da nicht die elende Lust, zum Ausgleich des eigenen Seelenhaushalts mit fernen Leichen zu kegeln. Unter dem Titel »Bush – the Man of Peace« (auch amerikanisch wollen und englisch können, scheint zweierlei – vielleicht hilft das nächste Mal ein Protokollbeamter des Auswärtigen Amts aus) erklärt die Redaktion einer Berliner Vierteljahresschrift: »Mit größter Genugtuung nimmt die Redaktion zur Kenntnis, daß der Sieg der antifaschistischen Koalition eine schwere Niederlage Deutschlands bedeutet, nicht nur seiner Regierung, sondern auch jener 90 Prozent der Landsleute, die sich dem unmenschlichen Machtkalkül ihrer Oberen vorbehaltlos angeschlossen haben.« Aber warum, ihr Lieben, mußte der Sieg über Deutschland auf den Knochen der von euch in ihrer »politischen Weitsicht« bewunderten

Bevölkerung Bagdads errungen werden? Warum, wenn ihr schon dabei seid, Weltpolitik zu treiben (»Die Redaktion beglückwünscht die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritanniens«), fordert ihr die »antifaschistische Koalition« Bush/Blair nicht auf, ihre Bomben statt auf Bagdad gleich auf die 90 unmenschlichen Prozent in der Hauptstadt des wirklichen Feindes zu werfen? Doch nicht etwa, weil ihr in Berlin wohnt und nicht in Bagdad? Das kann ich gar nicht glauben! (Unter uns, Justus: Du bist doch nicht der Daniel Küblböck – warum dann führst du dich so auf?)

Irgendein Vaterland, dem er sich anschließen kann, scheint in diesen Tagen jeder Kritiker zu brauchen, und wenn der eine seinen Kopf unter einem grünen Barett versteckt, nimmt der andere an Manifestationen teil, die der deutschen Regierung unter allgemeinem Beifall raten, hart zu bleiben. Wer aber die Politik einer Partei preist, die Bomben auf Belgrad hat werfen lassen und deren Vorsitzende jetzt vor einer »Balkanisierung des Iraks« warnt, wer sich die Schröders, Fischers, Lafontaines, Gauweilers, die Bischöfe, die Redakteure des »Neuen Deutschland« und die Pensionäre das ganz alten, verbunden in Liebe zu nationalem Sozialismus und internationalem Antisemitismus, wer sich diese Gesellschaft nicht unter allen Umständen vom Leib hält, ist einer der Ihren, wie rebellisch er sich auch sonst gebärdet.

Und taugt als Kritiker so wenig wie jene, die im Bekenntnisdrang des Spätkonvertiten sich alle Fragen zur politischen Ökonomie verbitten. Die Parole »Kein Blut für Öl« wird ihre braune Geschichte nicht mehr los, aber nicht jeder, der die USA im Nahen Osten anderen Interessen nachgehen sieht als der Einführung von Freiheit, Demokratie und Wohlstand, ist ein Antisemit. Bestünden die Bodenschätze des Iraks statt aus Öl aus Sauerkraut, hätte kein GI Bagdad je betreten.

Fußnote: Das tägliche Leben zeigt, daß gute Menschen aus besten Motiven Unheil anrichten können und böse aus miesen Nützliches. Darf man nicht hoffen, daß dies auch im Nahen Osten einmal so sein könnte? Und dürfte sich darüber nur freuen, wer die schlechten Motive zuvor in gute umgedichtet hat? Weil es ja darauf ankömmt, anderen Stimmung zu machen statt sich selber Gedanken?

Konkret 05/03, S. 10

Herrschaftszeiten

Up your arse

13. März, »Welt«:

In Ermangelung nennenswerter irakischer, koreanischer und persischer US-Nationalgerichte hat das amerikanische Repräsentantenhaus beschlossen, wenigstens die Pommes frites (»french fries«) in Freiheitsfritten (»freedom fries«) umzubenennen. Wie schon im Ersten Weltkrieg gegen die »Krauts«, als Amerikas Ernährungspatrioten Sauerkraut in »liberty cabbage« retteten und Frankfurter in »hot dogs« verwandelten, wird die Moral der Truppe enorm steigen. Frittenrebell und Abgeordneter Walter Jones: »Es ist eine Geste, den Franzosen zu sagen: Steckt sie euch in den Hintern.«

Gelobt sei, was hart macht

13. März, »Welt«:

Im August 2001 strahlte CBS ein Interview mit dem Hamas-Aktivisten Mohammed Abu Wardeh aus, der Terroristen für den Einsatz als Selbstmordattentäter in Israel anwarb. Abu Wardeh sagte damals: »Ich beschrieb ihnen, wie Gott die Märtyrer entschädigt, wenn sie ihr Leben für ihr Land opfern. Gott schenkt jedem 70 Paradiesjungfrauen, 70 Ehefrauen und ewig währendes Glück.« In den Versen der Sure 56 (des Koran) steht: »Auf golddurchwirkten Sesseln liegen sie behaglich gegenüber, während ewig junge Knaben unter ihnen die Runde machen mit Humpen und Kannen … Und großäugige Huris haben sie zu ihrer Verfügung, in ihrer Schönheit wohlverwahrten Perlen zu vergleichen. Wir haben sie regelrecht geschaffen und sie zu Jungfrauen gemacht, heiß liebend und gleichaltrig.«

And now something completely different

14. März, Verlagsbeilage des »Deutschen Carajás Forum« der »Taz«:

Der Widerstand wächst. Heute: Internationaler Aktionstag gegen Großstaudämme

Aus der Propagandakompanie

20. März, »Welt«:

Tommy Franks, der pressescheue, fast herausfordernd treuherzig und ungelenk wirkende Soldatensoldat, ist Oberbefehlshaber des Zentralkommandos in Tampa (Florida). Und somit eine Art Feldmarschall des Verteidigungsministers. Man erzählt sich, Cathy Franks entlasse ihren Mann morgens zur Arbeit mit einem Kuß und den Worten: »Geh und mach die Welt sicher für die Demokratie.«

Was Spiegel gesagt hat 1

25. März, »Süddeutsche Zeitung«:

Am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, hatte Spiegel gesagt, amerikanische Truppen hätten die KZs befreit.

Was Spiegel gesagt hat 2

26. Januar, Rede des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel:

Morgen, am 27. Januar vor 58 Jahren, tat die Welt das erste Mal bewußt einen Blick in das Grauen von Auschwitz, als die Soldaten der Roten Armee das Lager betraten und es befreiten.

Bilanzmoral 1

27. März, Hans-Olaf Henkel in »Bild«:

Entwicklungshilfe Ministerin Wieczorek-Zeul meint: Derjenige, der zerstört, soll auch den Aufbau bezahlen. Doch darum geht es überhaupt nicht. Gerade deutsche Firmen könnten viel tun. Das hilft dann nicht nur den leidgeprüften Irakern, sondern schafft deutsche Arbeitsplätze.

Wenn die Politik so weitermacht, dann geht die ganze Welt k.o.

Sven Ottke, deutscher Weltmeister im Boxen

Aus der Republikanergarde

28. März, Leitartikel der »Jungen Welt«:

Wenigstens der Direktor des Pentagon-Leichenschauhauses ist »stolz auf das, was wir tun«. Sein Betrieb hat Platz für insgesamt 1.000 Tote, man sei vorbereitet, bis zu 100 Leichen am Tag aufzunehmen. Das dürfte für Gegner der amerikanischen Präventivkriegsdoktrin ein Hoffnungsschimmer sein.

Henleins Heimkehr

28. März, »Süddeutsche Zeitung«:

Die Eröffnung des Kontaktbüros der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Prag hat in der tschechischen Politik und Gesellschaft eine Welle von Kritik und Empörung ausgelöst. Präsident Vaclav Klaus bezeichnete das Büro als »unpassend und unnötig«. Zurückhaltend äußerte sich Premier Vladimir Spidla. Deutlicher wurde sein Parteigenosse Robert Kopecky, der das Büro eine »Unverschämtheit« nannte.

Deutscher Äskullaps

29. März, »Welt«:

Aus Protest gegen den Irakkrieg weigert sich ein Hautarzt aus Schleswig-Holstein, Amerikaner, Briten und Befürworter des Krieges zu behandeln. Mit einem großen, handgeschriebenen Schild an der Eingangstür zur Praxis in der Rendsburger Innenstadt macht der Arzt seine Einstellung deutlich. Dort steht: »Wenn es je eine deutsche Kollektivschuld gegeben hat, bin ich nicht bereit, Amerikaner, Briten und ihre Sympathisanten zu behandeln. Dieser Krieg im Irak ist ein Verbrechen.« Er sehe es nicht ein, Verbrecher zu behandeln, schon gar keine Kriegsverbrecher.

Die Menschen im allgemeinen wollen weiterleben.

Michael Schuhmacher, deutscher Weltmeister im Autofahren

Ein Idol

29. März, »Bild«:

Das gibt es nicht oft: Nordrhein-Westfalens Bauminister Michael Vesper (51) ist ein Politiker, der auch einen Fehler eingesteht. Im Kölner Karnevalstrubel hatte er zwei Polizisten aufgefordert, ihn nach Hause zu chauffieren. Die Beamten lehnten ab. Jetzt entschuldigte sich Vesper im Landtag für die Aktion und auch bei den Polizisten. »Bild« meint: Gut so!

Ein Experte

29. März, Peter Scholl-Latour in »Bild«:

Der Verlauf des Krieges ist eine Blamage für die USA. Es wird deutlich, daß US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und seine Berater falsch kalkuliert haben. Der Krieg wird noch lange Zeit andauern. Die Iraker haben einen enormen Nationalstolz – und sie kämpfen im Namen Allahs. Die Frage ist, ob die Amerikaner diesen Abnützungskrieg psychologisch durchstehen. Der Ausgang des Krieges ist deshalb absolut ungewiß.

Noch ein Experte

29. März, »Junge Welt«:

Das irakische Volk hat sich zum Aufstand gegen die globale US-Militärdiktatur entschlossen.

Modell Kabulistan

31. März, »Frankfurter Allgemeine«:

Hamid Karzai zählt zu den bestbewachten Präsidenten der Welt. Zugleich ist er einer der schwächsten. Vierhundert Raketenanschläge sind in den vergangenen zehn Monaten auf ausländische Soldaten und Karzais Regierungstruppen verübt

worden. Zusammenstöße verschiedener Gruppierungen haben Hunderte meist ziviler Opfer gefordert, ein Minister wurde ermordet, der Präsident entkam nur knapp einem Anschlag. Afghanistan stand nie wirklich unter Karzais Kontrolle, seit Beginn des Irakkrieges droht es ihm vollends zu entgleiten. Kein Tag vergeht ohne Kämpfe, ohne Anschläge, ohne Tote.

Jenes Afghanistan, das die Amerikaner gelegentlich als Modell für den Nachkriegs-Irak anpreisen, umfaßt in Wahrheit nur die Region, die im Volksmund »Kabulistan« genannt wird. Von den zahlreichen Regionalzentren aus betrachtet, ist Kabul jedoch ein anderer Planet. Weitgehend unbeeindruckt verfolgen die Warlords das Treiben in der Hauptstadt und die Politik des Präsidenten, der außerhalb »Bürgermeister von Kabul« genannt wird. Ismail Khan oder General Dostum kontrollieren nicht nur die Politik in ihren Provinzen, sondern auch eigene Kampf- und Polizeiverbände. Erst 1.700 afghanische Sicherheitskräfte haben das amerikanische Ausbildungslager durchlaufen und gelten als regierungsloyal. Dem gegenüber stehen schätzungsweise 50.000 Polizisten, die sich eher den Befehlen von Warlords verpflichtet fühlen.

If you think it isn't funny…

1. April, »Neues Deutschland«:

Der Fahrradhersteller Riese und Müller aus Darmstadt hat wegen des Irakkrieges seine Aufträge bei drei USA-Zulieferern storniert. Die Geschäftsbeziehungen sollen erst wieder aufgenommen werden, wenn sich die Firmen gegen den Einsatz am Golf aussprechen.

Die Amerikaner haben uns nicht von den Nazis befreit – Warum die deutsche Arbeiterbewegung den Amerikanern keinen Dank schuldet

---

»Sozialistische Zeitung«, Zentralorgan der deutschen Trotzkisten

…fuck yourself and save your money

1. April, »Netzeitung.de«:

Die Sexualmoral in islamischen Ländern ist eher rigide. Das Männermagazin »Playboy« bemüht sich um die Moral der US-geführten Koalitionstruppen in Irak. Auf Anregung des Zeitschriftengründers Hugh Hefner startet die Zeitschrift die »Operation Playmate«. Dabei können Soldaten per E-Mail Kontakt zu den prominenten Aktmodellen aufnehmen. Es ist nicht der erste Einsatz der Playmates in einem Krieg. Bereits im November 2001 spornte das Magazin die US-Soldaten in Afghanistan beim Kampf gegen den Terrorismus an.

Gibt es in Ihrem Land auch Schwarze?

Frage von George W. Bush an den brasilianischen Präsidenten Fernando Cardoso

Bilanzmoral 2

3. April, Hans-Olaf Henkel in »Bild«:

Immer öfter hört man über Einbrüche deutscher Exporte in die USA. Ob beim Export deutschen Bieres, der Vergabe öffentlicher US-Aufträge oder beim Absatz deutscher Investitionsgüter. Amerika macht einen Bogen um deutsche Produkte. Man versetze sich mal in die Lage amerikanischer Mütter und Väter: Sie schicken ihre Töchter und Söhne in den Krieg, um Irak von einem grausamen Regime zu befreien. Gleichzeitig müssen sie erleben, daß sie von denen im Stich gelassen werden, die sie vor über 50 Jahren selbst mit dem Blut ihrer Soldaten von einem anderen Diktator befreit haben. Kein Wunder, daß zur Zeit mit »Made in Germany« kein Blumentopf zu gewinnen ist.

Freund Heins Helfer

7. April, »Hamburger Abendblatt«:

Tod durch Feuer eigener Truppen (»friendly fire«) ist keine Ausnahme. Daran hat auch die Präzision moderner Waffen wenig geändert. Nach den jüngsten Vorfällen mit Amerikanern haben die britischen Truppen massenweise Union-Jack-Flaggen geordert, um sich damit kenntlich zu machen. Der größte Flaggenhersteller United Flag Traders in Swansea kommt mit der Produktion nicht nach. Firmenchef Charles Ashburner sagte, die britischen Truppen am Golf hätten mehr Angst vor den Amerikanern als vor den Irakern.

Bique Maque

7. April, »Spiegel online«:

Aus Protest gegen die Politik der USA und den Krieg im Irak haben deutsche Sprachwissenschaftler dazu aufgerufen, in der Umgangssprache gebräuchliche englische Ausdrücke durch ihre französischen Pendants zu ersetzen. »Billet« statt »Ticket« und »Karton« statt »Box« zu sagen, sei eine friedliche Form des Protests gegen die Politik der USA und Großbritanniens und eine Demonstration deutsch-französischer Solidarität, sagte der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft »Sprache in der Politik«, Armin Burkhardt, der an der Universität Magdeburg lehrt.

Land of the Free

8. April, Reuters:

Die US-Gefängnisse sind so voll wie nie zuvor. Rund 2,02 Millionen Amerikaner leben zur Zeit im Kittchen. Zum ersten Mal in der US-Geschichte wurde die Zwei-Millionen-Grenze überschritten.

Konkret 05/03, S. 11

Gaston Kirsche

Weiches Wasser

»Ich habe das >Projekt 18< der FDP für die PDS fast realisiert«, freute sich Diether Dehm, Vizevorsitzender der PDS. Das »Neue Deutschland« titelte dazu am 1. April: »Aufbruchsignal für die PDS im Südwesten«. Dehm hatte bei der Oberbürgermeisterwahl in Lörrach kandidiert und 17,7 Prozent der Stimmen erhalten. Die südbadische Kleinstadt Lörrach war bis dato keine Hochburg der PDS. Von den 34.600 Wahlberechtigten gingen nur 34,1 Prozent zur Wahl. Grüne und SPD hatten keine Kandidaten aufgestellt, und die CDU-Kandidatin gewann mit 60,3 Prozent.

Dehm plapperte nach seinem Erfolg munter drauflos: »Es war die Mischung aus antiimperialistischen Antikriegspositionen und pro-mittelständischem Programm, die meinen Erfolg bewirkt haben.« Daß vor Monaten im Vorstand der PDS Parteirechte wegen der »Taschenkontrollaffäre« Dehms Rücktritt gefordert hatten, scheint vergessen. Der Möchtegern-Oberbürgermeister von Lörrach verkündete: »Angesichts dieser Ermutigung fordere ich alle Mitglieder meiner Partei auf, mit Selbstzerfleischung und Nabelschau Schluß zu machen, hinauszugehen auf die öffentlichen Plätze und in die sozialen Brennpunkte, die Menschen zu begeistern ...« Jetzt wird ein möglichst ideenloser Dehm im Karl-Liebknecht-Haus wieder gebraucht: »Ich fahre nun zurück nach Berlin, hoffe aber, daß einige meiner Ideen in Lörrach bleiben.«

Dehm hatte im Wahlkampf allerlei Visionen: So wollte er »eine Musikanten-Schule bilden, in der Honorarprofessoren wie Konstantin Wecker, Reinhard Mey, Heinz Rudolf Kunze und andere ihre Kenntnisse an Amateure weitergeben«. Der d'erschlagne Willi kriegt in Lörrach ein Staatsbegräbnis. Das lockt Touristen in die Stadt und »bringt mehr Frischgeld nach Lörrach«, so Dehm zur »Badischen Zeitung«. Überhaupt kann Dehm gut mit Geld, wie er im Wahlkampf betonte: »Als früherer Bundesvorsitzender von 43.000 SPD-Unternehmern und Mitglied der Frankfurter Stadtregierung weiß ich: Soll Gewerbesteuer fließen, muß der Mittelstand gefördert und die Insolvenzwelle aufgehalten werden.« Deshalb plädiere er für »starke regionalökonomische Lichtschaltereffekte«.

Nun ist Dehm zurück in Berlin: »Gegen Krieg! Kurzfristig und aktuell« ist eine Ankündigung für eine Veranstaltung am 7. April mit Jean Ziegler und der Parteivorsitzenden Zimmer überschrieben. Moderation: Diether Dehm. Zwei Tage zuvor hatte Zimmer auf dem Bundesparteitag der PDS verkündet: »Europa, das ist heute die europäische Friedenspartei.« Mit Papst, Schröder, Fischer und Chirac. Wann verarbeitet Dehm endlich Zimmers Reden zu »deutschen Linkshymnen«? Ihre Liebeserklärung an die deutschen Lande, den Wald und den Rhein - das können bei der nächsten Wahl doch glatt ein paar Prozente mehr sein.

Konkret 05/03, S. 12

Klaus Theweleit

Vorbildliche Friedensführung

Der Verband Deutscher Schriftsteller hat Gerhard Schröder und Joschka Fischer für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2003 vorgeschlagen. Ist jemand dagegen?

Donnerstag, 20. März 2003, der erste Abend von *America's New War* am Golf. In Berlin-Mitte schmeißen die TV-Talker Maybritt Illner und J. B. Kerner, der ihr sonst auf dem Fuß folgt, kurz entschlossen ihre Sendezeiten zusammen. Im Mix aus Einzelgespräch und Talkrunde servieren sie uns eine Heerschar bedeutender Zeitgenossen, Expertengemüse, zwecks Unterhaltung und Ausrichtung unserer Hirnmasse auf die neue Tatsache Krieg. Nicht ganz so autoritativ wie der Gottes-Talker *King George The Second* aus Washington von seiner Über-Matrix her, aber unsere Ex-Generäle – wie viele es davon gibt! – sind auch ganz anständig. Allerlei Prominenz wird hereingerollt und wieder weggekarrt, darunter Frau Alice Schwarzer und der Herr Schäuble, die verschiedener Meinung sind, insbesondere in puncto unseres Friedenskanzlers Schröder. Hier gab es einen erstaunlichen Moment. Friedensexpertin Schwarzer, lächelnd meinungsverführerisch wie immer, äußerte dezidiert die Ansicht, die Herren Chirac in Paris und Putin in Moskau wären niemals zu ihrem angedrohten Weltsicherheitsveto gekommen ohne die animierende Vorreiterrolle des Großen Berliners Gerhard Schröder. Ihm sei sie zu danken, die partialeuropäische Friedensfront.

Schwupps. Ich dachte, ich höre nicht recht. Noch hatte ich das Bild vor Augen, wie vor kurzem Frau Angela Merkel in Washington dem Mr. Donald Rumsfeld auf den Schoß gehüpft war – festgehalten in einer sehr ordentlichen Fotomontage der freien Friedenszeitung »Taz«, ebenfalls Berlin: *Special Angel Merkel* als fähnchenschwenkendes Cheerleader-Püppchen auf Papa Donalds Schoß mit feinstem Feistlächeln auf allen Backen. Da macht ihr in Berlin-Mitte, am Tag des Kriegsbeginns und auch schon Frühlingsanfangs Schwester Alice dies Kunststück nach. Schwupps, vor aller Augen, hopst sie fernsehmündlich und aus freien Stücken dem großen Bruder Gerhard auf die Klöten – »Vater« wird man ja nicht sagen können – friedensfähnchenschwingend.

Es ist Krieg, und ich begehre – – –

Merkwürdiger Befund: Wenn es draußen donnert, springen öffentlich-rechtliche Groß-Schwestern flugs auf Väter-Brüder-Schöße, ob sie nun mehr links- oder mehr rechtsgestrickt, mehr christlich oder säkular-feministisch, mehr für oder mehr gegen das Donnern sind. Wege weiblicher Sexualität in Zeiten des Krieges: Wieso sprach Freud vom »dark continent«? In dieser Hinsicht hatte er sich schon um den Ersten Weltkrieg herum vergleichsweise aufgehellt. Allerdings nicht im Big-Brother-Fernsehen, dem es zum 20.3.03 mühelos gelingt, Töchterauftritte in Talkrunden in veritable Pornoshows zu verwandeln – ohne Ausziehen selbstverständlich. Es genügt, den Mund weit aufzumachen, zwei Zahnreihen keck zu entblößen und zum kühnen Sprung anzusetzen – eine ganz besondere Nummer auf gepolsterten Studiostühlen. Schäuble hielt es nicht auf seinem Roller, giftig trat er dieser Unsittlichkeit entgegen.

Nur ein paar Blocks weiter: Gerhard Schröder am Fernseher hätte Alice Schwarzers Fernhüpfer aus Berlin Mitte glatt an die Decke seiner Reichstags-VIP-Lounge gehoben, hätte auf seinem Schoß im Ledersofa nicht schon ein anständiges Gewicht gehangen: Auf Schröders linkem, dem Gewerkschaftsknie, saß schon wer, auch mit Friedensfähnchen. Fred Breinersdorfer, Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller, lümmelte sich da. Was tags darauf ruchbar wurde in der Meldung (laut »Spiegel Online« vom 21.3.03): *Bundeskanzler Gerhard Schröder und Außenminister Joschka Fischer wurden vom Verband Deutscher Schriftsteller für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels vorgeschlagen.* Potz Blitz. Der Verband Deutscher Schriftsteller, Teil der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi, in Gestalt seines Vorsitzenden Fred B., Krimiautor, war noch schneller gewesen als die behende Frau Alice S. aus Mitte. Eine Kettenreaktion, die die Große Vor-Sitzende *Miss Angel Mörkel* da losgetreten hatte, in Washington.

Der Verband deutscher Schriftsteller (VS) zählt etwa 4.000 Mitglieder und gilt als größte Schriftstellergewerkschaft Europas. Der Beschluß des siebenköpfigen Vorstands für den Schröder-Fischer-Vorschlag war, laut Pressemitteilung, einstimmig gefallen. Die Sektion des VS Baden-Württemberg legte nach; sie forderte »den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu allen Ländern, die sich am gegenwärtigen Krieg beteiligen«. Das ist sehr radikal, zugegeben, eine Spur radikaler noch als der Beschluß der Leitung der Oberhausener Kurzfilmtage, allen Repräsentanten kriegführender Länder für das Oberhausener Festivalgelände »Hausverbot« zu erteilen: »Sauf dein Lager zu Hause, Tommy! Keine Boulette hier für filmende Hispano-Ithaker!« Die Bundesdelegiertenkonferenz des VS in Wolfenbüttel (28.-30. März) beantragte mehrheitlich, »die Bundesregierung möge den Internationalen Strafgerichtshof in den Haag anrufen, um die eventuelle Strafbarkeit der Regierungen Saddam Hussein, George W. Bush und Tony Blair für Handlungen vor und während des Irakkriegs zu überprüfen«. Tadellos. Vorbildliche Friedensführung!, möchte man ausrufen. Der Krieg macht alles einfach, auch und gerade für den Friedensfreund.

Verdammt eng der Platz mit Mal auf Schröder-Fischers frequentierten Knien. Schwupps. »Zum Auftakt der bis Sonntag dauernden Konferenz legten die Schriftsteller eine Schweigeminute für die Opfer des Irakkrieges auf beiden Seiten ein.«

Korrekt. Und immer: »beide Seiten« bedenken! So wie der Kohl die toten Deutschen immer mitbedachte, wenn er aufgefordert war, öffentlich die »Opfer des Holocaust« zu begrübeln. (Schweigeminuten zum Bedenken von Verbrechen gegen den eigenen Verstand werden dagegen äußerst selten erwogen.)

Nur einige wenige aus Breinersdorfers Viertausender-Verein haben protestiert. Stellvertretend diese Stimme: »Die Friedensheuchelei besonders der deutschen Bundesregierung hat mittlerweile ein Niveau erreicht, das eigentlich nur noch durch die sofortige Selbstheiligsprechung gesteigert werden könnte. Als es Jugoslawien in Stücke zu hauen galt, war die Bundesregierung mehr als willig, im Namen einer neuen deutschen Großmachtpolitik auf dem Balkan militärisch nach dem Rechten zu sehen. Einem durchaus kompatiblen Zweck dient die neugefundene Friedensliebe dieser Regierung: Sie soll Deutschland als ökonomische Führungsmacht des geeinten Europa in eine Position bringen, die in näherer Zukunft eine ernsthafte Konkurrenz mit den USA um geostrategische Hegemonie ermöglicht. Es kann gar nicht oft genug betont werden, daß es hier eben nicht um die Alternative ›Krieg‹ oder ›Frieden‹ geht, sondern um die sich aktuell verschärfende Konkurrenz zweier imperialistischer Blöcke, denen alles am Herzen liegt – außer Frieden.«

Es ist die Stimme von Marcus Hammerschmitt, über-emotionalisert und daher sicher etwas ungenau (andere Autoren dieses Hefts werden präziser auf die angesprochenen Punkte eingegangen sein). Für hier genügt: Breinersdorfers Vorschlag erschien Hammerschmitt als »schlechter Witz«; und nah genug am 1. April lag die Friedenspreis-Ente für Schröder/Fischer ja auch.

Neunundachtzig Menschen weltweit sollen der neuen Lungenseuche SARS bisher zum Opfer gefallen sein. In Deutschland hat sich der einzige bekannte Infizierte nach Internierung schnell und gut erholt. Von einer andern grassierenden Seuche schreibt niemand: Überall erhalte ich zur Antwort nichts als ein stummes Schweigen, wenn ich dieser Tage erwähne, daß es nicht George W. Bush war, sondern Bill Clinton, der bei der Bombardierung gewisser »Balkan«-Bereiche vor nur vier Jahren die Uno erfolgreich ausgehebelt hat, und dies unter besonders tätiger Mitwirkung der Schröder-Fischer-Bande. Totalamnesie *einiger Millionen* Friedensdeutscher. Was ist los? Daß Chirac und Putin sowohl im Irak wie auch in Zentralasien und im Iran (mit Total, Elf, Chevron und den russischen Ölfirmen) andere Interessen haben als die amerikanischen Ölfirmen und British Petrol war in den Zeitungen doch immerhin zu lesen. Es ist kein Geheimnis. Bushs und Blairs Halb-Satelliten Aserbeidschan, Tadschikistan, Turkmenistan, Kasachstan und Georgien sollen außerrussische Öl-Wege ans Schwarze Meer garantieren. Putin und Chirac haben eher auf iranische Wege gesetzt. Die Achse Bush/Blair gegen Putin/Chirac hat demnach ihre ölgetränkten Seiten. Und muß nicht *unbedingt* als reiner Friedensdrang verkauft werden. Antwort: aggressives Schweigen. Und Anlauf nehmen zum Stabhoch-Schoß-Sprung. Wie in Don Siegels *Body Snatchers.*

Was ist los? Menschen, Friedensmenschen, ob zur Spezies Schriftsteller gehörig oder nicht, sind Nachahmungstiere. Im Moment ist es das Osloer Nobelkomitee, das nachzuahmen ist. Dieses hat Friedenspreise nach genauem Ansehn der Person immer gleichermaßen auf verdiente Friedensmänner wie Arafat, Rabin, Carter, Kofi Annan oder Henry Kissinger verteilt. Nach dem Killer von Chile wird auch George W. Bush, der Befreier von Bagdad, den Friedensnobelpreis erhalten haben eines schönen Tages, nicht sehr fern. Über allen Gipfeln ist Frieden. Selbst unbescholtene Menschen wie der Dirigent Daniel Barenboim, dem doch die ganze Welt offensteht, bekunden öffentlich ihren Stolz, »in Deutschland leben zu dürfen«, wegen Antikriegs-Schröder.

Nur Geduld. Irgendwann schlägt das Pendel zurück, die Amnesien lösen sich und alles wird wieder *gewußt* mit Mal. Irgendwann werden auch Groß-Töchter wieder herunterhopsen von Schößen Großer Brüder und selbständig Ausschau halten nach anderen Liegeplätzen. Aber sie ist ansteckend jeweils, die *Seuche des Großen Moments:* Da sitzt z.B., ehrlich wie immer, Klaus Staeck im Fernseher. Natürlich hat er ein Plakat gemacht, verläßlich. Aber dann macht er den Mund auf, Zahnreihen blitzen: »Ich kann mich nicht erinnern«, sagt er, »jemals in einem so großen Einverständnis mit meiner Regierung gewesen zu sein.« Bisher hat er ohne eigene Regierung leben müssen, jetzt, endlich, hat er eine *gute eigene.* Der Sog, die Diaspora der »Opposition«, dies karge Wüstenbrot, auch einmal verlassen zu können und die Zähne in wirkliches Mehrheitsfleisch zu schlagen, Friedensfleisch, muß sehr groß sein, riesig groß. *Meine* Regierung! Und nicht nur diesem einen unverhofft glücklich Gemachten geht es so; nein, wo ich gehe und stehe, schlägt mir, sofern sozialdemokratische Pfingstherzen in der Nähe sind, genau dieser Satz entgegen, dieses Gebot: »Was ist denn dabei, sich *mit seiner Regierung* zu freuen, wenn diese einmal *das Richtige* sagt und tut.«

Oh, nichts ist dabei, natürlich nicht. Freuen Sie sich nur recht, dankeschön, bin dabei, ich unterschreibe. Das Schröder-Fischer muß seinen Friedenspreis haben. 4.000 SchriftstellerInnen und 40.000 BuchhändlerInnen können nicht irren. Ist doch schön, daß unsere Regierung mal einen Krieg gefunden hat, an dem sie nicht teilnimmt.

Widerspricht da wer? Ja, es ist nur der Notoriker Wolf Biermann. Er triumphiert erneut in seiner Spezialdisziplin: im »Durchaus-nicht-so-Unrecht-haben« und »Trotzdem-ein-blödes-Ekel« sein. Biermann, uneingeschränkter Anhänger gerechter Diktatorenverfolgung, besonders wo es sich um ausgewiesene Antisemiten handelt, sieht in den neuen deutschen Friedensfreunden ein »einig Volk von Hurra-Pazifisten«. Gnadenlos friedfertig nach allen Seiten. Das ist ungerecht. Sie *tun* einem doch nichts, Biermann! Er widerspricht, er hört ihre Rede: »Hau ab. Geh nach drüben ... Verschwinde doch endlich

... in dein Amerika«. Undankbar die Leute ... vor fünf Jahren noch haben sie ihm jeden Song von den Lippen geleckt ... er kann was erzählen von schoßhopsenden Töchtern ... Na ja. *Fare the well,* altes Schlachtroß. Auf ins Asyl »nach Bremen«. Wo Scholl-Latour noch fürs Zweistromland die Karawane satteln darf, hin zur Wiege unseres *Kreuzzugs Leben*, wird man doch alte Stadtmusikanten nicht gleich in den Suppentopf werfen.

Da ist aber noch wer. Alles auf den Punkt bringt die bekannte Bodensee-Legende Martin Walser. Walser hat das VS-Treffen auf der Leipziger Buchmesse genutzt, erneut aus seinem Roman *Tod eines Kritikers* vorzutragen. Er kann ihn nicht auf sich sitzen lassen, den *Antisemitismusvorwurf* eines gewissen Großkritikerzwergs. Bis ans Lebensende wird er tingeln müssen und sich rein und reiner waschen. Und in diesem Rahmen Presseerklärungen abgeben. Schwupps: »Martin Walser hat die Haltung der Eliten in den USA zum Irakkrieg und Bush scharf kritisiert. Die feinsten Köpfe fallen auf diesen zweitklassigen Cowboy herein«, zitiert der »Kölner Stadtanzeiger« den Erstklass-Schreiber Martin W. Eine Schande. Was der Elitemann und Wort-Rancher Walser unter »feinen Köpfen« versteht, muß man nicht genauer wissen wollen, wenn man nicht Gerhard Schröder heißt. Entscheidend ist, daß man als solcher »feiner Kopf« zumindest hereinzufallen hätte auf einen *erstklassigen* Cowboy. Historischer Rückcheck ergibt indes etwas anderes: »Erste Klasse« (Intellektualität) fiel schon immer gern auf »zweite Klasse« (Politik) herein; das ist geradezu ihr Markenzeichen; auch dritte und vierte Klasse geht als Auffangbehälter für schriftstellerisches Fallobst. Das ist überhaupt die Anschlußform von Dichtern, Denkern und Gedankenlenkern an »die Macht«: auf sie hereinzufallen.

Zwei Formen pulsierenden Lebens also in Zeiten hereinbrechenden Krieges: auf den Schoß springen (weiblich) oder hereinfallen (männlich). Objekt der jeweiligen Begierden ist die Hüft- und Schenkelgegend eines Bruder-Vater-Führers. Als Laudator für das vorgeschlagene Tandem Schröder-Fischer kommt Walser allerdings nicht in Betracht. Er war da schon, Bonus verbraucht, mit rauchendem Colt. Man könnte Alice Schwarzer bitten. Ihre tapferen Anti-Schimmel-Schlachten harren noch der rechten christlichen Würdigung. Dieser Vorschlag hätte allerdings nur Aussicht, wenn Nobel-Oberst Günter Grass zu einem Rücktritt von dieser selbstverständlich ihm zustehenden Friedensaufgabe bewegt werden könnte. Laß mal ne Frau machen, Günter. Sei kein Butt. Das wäre doch etwas: Alices Rede in Frankfurts Paulskuppel zum Friedenspreis des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels an Kanzler Gerhard Schröder und Außenminister Joseph Fischer, bekannte Freunde der italienischen Oper und des Weltfriedens. Vow. Der Mann, der Liberty Valance ... nein, der Chirac & Putin zeigte, wo der Bartel den Friedensmost holt. Einhelliger Beifall. Ein Bubis in der ersten Reihe, der das nicht überlebt, wird sich schon finden.

P.S. zur »Religion«. Wenn Günter Grass im Interview mit Frau Maischberger elegant und treffend feststellt, die Gebrüder Bush & Bin Laden hätten, in fundamentalistischer Gemeinsamkeit, jeder »Gott in Geiselhaft« genommen, macht die schöne Formel erst richtig Sinn, wenn dazu gesagt wird, daß alle beide an diese Geisel einen feuchten Kehricht »glauben«; aber an die Kraft der Religion *als Geißel* sehr wohl. Sie teilen die Gewißheit, daß »Gläubige«, wo auf der Welt immer, jene Sorte Menschen sind, die sich im Namen ihrer Götter am besten herumschieben lassen. Wer »glaubt«, hat schon mal die Arschkarte. Das ist die älteste Gewißheit der Welt, und diejenigen, die sie zuerst entdeckt haben, sind mit Sicherheit der Welt älteste Gaunerkaste, Herrscher und ihre Prediger.

Die tollste Entdeckung, die die spanischen, englischen et al. Conquistadoren in Amerika machten, war die von der *tatsächlichen Religiosität* der dortigen Bewohner, ob Azteken, Mayas, Irokesen oder Algonquin. Man konnte ihnen *jeden Scheiß* weismachen, wenn nur an der richtigen Stelle GOTT vorkam, Manitou, der große Hase, der göttliche Adler, das richtige Schlangenwesen oder sonst eine exquisite Übernatur. GOTT an der richtigen Stelle vorkommen zu lassen, war aber genau, was die Conquistadores gelernt hatten in gut zwölfhundert Jahren Christianisierung in Europa, bevor sie um das Jahr 1500 endlich die Amerikas erreichten. Komplette Techniker und Taktiker des »Religiösen«, ohne selbst ein einziges Wort zu glauben von dem Sermon, den sie allen *heidnischen Völkern* aufzwangen: unter Androhung aller Todesstrafen bei Nichtbefolgung. Sie selbst glaubten etwas ganz anderes: an ihre eigene Überlegenheit als Grundlage jeder Weltordnung, und dies felsenfest. Nicht zu Unrecht, wie man weiß.

So ähnlich verhält es sich im Moment mit den europäischen Akteuren der Anti-Bush-Koalition – wenn man dort, wo im vorigen Absatz das Wort »Religion« steht, das Wort »Frieden« einsetzt: Komplette Techniker und Taktiker der Friedens- und Humanitätsrede ... ihrer eigenen Überlegenheit in »Steuerungsfragen« vollkommen sicher ... um sie herum rot-grünes Fuß- oder auch Schreibervolk als Indianer, denen man alles weismachen kann, wenn an der richtigen Stelle das *Give Peace A Chance*-Signal ertönt ... immer noch *tief religiös* ... im verpoppten Choralherzen ...

Wenn man Lennons »Imagine« aufmerksam anhört, ergibt sich übrigens etwas anderes, die Beschwörung einer Welt ohne Götter, Politiker und ähnliche Friedensfreunde ... eine Welt ohne Krieg, *immer* ohne Krieg, nicht: mal ja, mal nein ... nicht danach, wohin die Cheerleader-Mädchen grade wimpeln ... der Song ist in einigen Sendern der USA indiziert im Moment.

Klaus Theweleit hat 2002 das Buch »Der Knall. 11. September, das Verschwinden der Realität und ein Kriegsmodell« (Stroemfeld) veröffentlicht

Konkret 05/03, S. 16

Ralf Schröder

German think, US tank

Während die Amerikaner Krieg führten, überlegten die Deutschen, wie man den Imperialismus der Supermacht zügeln und einen Fuß in den Irak kriegen kann. Mit Hilfe des Völkerrechts? Beiträge von Ralf Schröder und Thomas Uwer/Thomas v. d. Osten-Sacken

Zu Beginn der siebziger Jahre setzten die chinesischen Kommunisten eine neue Theorie in Umlauf: Die wichtigsten sozialen und politischen Gegensätze seien nicht länger die zwischen Proletariat und Bourgeoisie, sondern jene zwischen verschiedenen Sorten von Nationen. Man unterschied zwischen Nationen einer ersten, zweiten und dritten Welt, und deshalb trug dieses Modell bald den etwas sperrigen Namen »Drei-Welten-Theorie«. Die erste Welt bildeten darin die nach globaler Herrschaft strebenden Supermächte USA und Sowjetunion, zur zweiten Welt zählte man die industriell entwickelten europäischen Staaten sowie Japan, und zur dritten Welt sich selbst und den Rest. Der Clou der neuen Theorie lag in der Aufforderung, die Staaten der zweiten und dritten Welt müßten dem Hyper-Imperialismus der beiden Supermächte gemeinsam die Stirn bieten und die bipolare Ordnung des Planeten in eine multipolare verwandeln – ein Weg, der zu mehr Ausgleich, Frieden und Gerechtigkeit führen sollte.

Ähnlich inspirierte Kritik an den Supermächten wurde in den achtziger Jahren zu einer dominierenden Triebkraft der deutschen und europäischen Friedensbewegung, wo sie sich u.a. immer wieder in der Warnung vor einem »atomaren Holocaust« äußerte. Nachdem 1989/1990 die Sowjetunion implodiert war, blieben allein die USA als Adressat für Forderungen nach einer multipolaren Weltordnung übrig, die allerdings jetzt, etwa von den Globalisierungskritikern, immer nachdrücklicher vorgetragen wurden. In einer Grundsatzrede, die Außenminister Fischer im November 1999 vor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik hielt, hieß es mit Blick auf die USA: »Doch niemand, auch nicht eine Supermacht, kann die Probleme der Welt von morgen im Alleingang lösen ... Die künftige Welt wird multipolar und ihre Probleme werden nur multilateral lösbar sein.«

Am Beispiel der gelungenen Domestizierung Deutschlands trug Fischer vor, hegemoniale Politik lasse sich am besten durch »den zivilen Ausgleich nationaler Interessen und deren Einbindung in multilaterale Institutionen durch das Recht« überwinden. »Friedenspolitik im 21. Jahrhundert wird im wesentlichen von den Vereinten Nationen gestützt sein. Die UN zu stärken, liegt deshalb im fundamentalen Interesse unseres Landes.« Die durchgreifende Verrechtlichung der internationalen Beziehungen ist – ebenso wie die Orientierung auf das Multipolare – ein ziemlich grünes Projekt. 1998 hatte der spätere Staatsminister Ludger Volmer in einem Buch über grüne Außenpolitik für eine »Verrechtlichung internationaler Konfliktlösung« plädiert; energisch wurde hier betont, daß eine anzustrebende »völkerrechtlich verankerte Zwangsgewalt« zumindest »so effektiv sein« müsse, »daß sie einer traditionellen Bündnis- und Hegemonialpolitik Handlungsräume verstellen kann«.

Im Falle des Irakkrieges hat das noch nicht funktioniert, aber Rotgrün hat das Beste daraus gemacht. Während die USA ihren schnöden militärischen Angriff vorbereiteten und durchführten, benahmen sich die Deutschen fast geschlossen so, wie es ihre Friedensdemonstranten vor 20 Jahren vorgemacht haben: Resigniert und abgekämpft, aber mit der eigenen Performance im zivilen Widerstand sehr zufrieden, ließ man der friedenspolitischen Intelligenz freien Lauf. »Selten«, so stellte der »Spiegel« fest, »waren Regierte und Regierende in den vergangenen Jahren so dicht beieinander wie im Nein zu diesem Krieg.« Entsprechend einträchtig überlegten Mob und Elite, wie man den Amerikanern für die Zukunft das Handwerk legen kann. Die Gewißheit, alles versucht zu haben, um die Supermacht zur Vernunft zu bringen, schuf dabei eine eigenartig entspannte Atmosphäre: Während im Fernsehen Krieg lief, machten sich hierzulande Wut und Trauer breit, allerdings auf eine sehr geordnete Weise. »Der deutsche Aufstand gegen den Irakkrieg« schrieb Heribert Prantl in der »Süddeutschen Zeitung«, sei unter den Protestbewegungen »die friedlichste der bundesdeutschen Geschichte.« Keine andere sei bisher so »umfassend und parteiübergreifend« gewesen. Das spricht zweifellos für das Volkstümliche der supermachtkritischen Esoterik.

Weniger USA, mehr Völkerrecht

Eines der wichtigsten Kampffelder für die Gegner des US-Imperialismus und für Anhänger einer multipolaren Ordnung ist aktuell das Völkerrecht – ein Begriff, der in Deutschland binnen weniger Wochen den Schritt aus den akademischen Nischen in die Herzen der Menschen schaffte. »Kein Krieg gegen das Völkerrecht«, diese Parole kam derart massiv und beschwörend daher, daß man vermuten mußte, sie sei Bestandteil eines Rituals gegen die Militäraktion der USA. Vor den TV-Kameras durften plötzlich Leute über das Völkerrecht dozieren, denen man recht deutlich anmerkte, daß sie von dessen Existenz erst kürzlich und von dessen Inhalten noch gar nichts erfahren haben. Die »Welt« zitierte eine Umfrage, derzufolge 79 Prozent der Bevölkerung den Angriff der USA als eine Verletzung des Völkerrechts werten, eine Quote, die noch knapp die Zahl der Mitbürger übertrifft, die dem deutschen Staat ohne große Umstände erlauben würden, das Menschenrecht auf körperliche Unversehrtheit durch behördliche Folter zu suspendieren.

Der Völkerrechts-Voodoo der Straße war selbstverständlich auch ein Echo auf entsprechende Vorgaben der Medien. Im »Freitag« analysierte Helmut Fallschessel, das irakische Volk kämpfe – »so seltsam das angesichts der Diktatur im Irak auch klingen mag – nicht nur gegen amerikanische Vorherrschaft, sondern auch für eine multipolare Weltordnung und das Völkerrecht«. Hart zur Sache ging Heribert Prantl in der »SZ«: Die USA hätten »der Weltöffentlichkeit die Fetzen der UN-Charta vor die Füße geworfen«, und man müsse Bush offensichtlich daran erinnern, was Robert Jackson, der US-Chefankläger bei den Nürnberger Prozessen gegen die Nazi-Kriegsverbrecher, seinerzeit gesagt hat: »Wir dürfen niemals vergessen, daß nach dem gleichen Maß, mit dem wir die Angeklagten messen, auch wir morgen von der Geschichte gemessen werden.«

Die USA in dieser Form des Völkerrechtsbruchs zu zeihen, ist wohl nur einem Kollektiv möglich, dem die Verlogenheit in geschichtlichen Fragen zur zweiten Natur geworden ist. Als Deutschland vor vier Jahren, ebenfalls in einer »Koalition der Willigen« und ohne Mandat des Uno-Sicherheitsrates, den militärischen Überfall auf Jugoslawien mit anführte, wurden die Vereinten Nationen und das Völkerrecht erstmals nach jenem Verfahren lächerlich gemacht, dessen Gebrauch man nun den USA vorwirft. Der deutsche Vorzeigephilosoph Jürgen Habermas rechtfertigte den Völkerrechtsbruch damals mit einer Nothilfe-Situation, setzte aber an den Schluß seines verschwurbelten Plädoyers eine klare Forderung: »Die Selbstermächtigung der Nato darf nicht zum Regelfall werden.« Fischer wiederholte diese deutsche Sicht der Dinge bei jeder Gelegenheit: »Kosovo war aufgrund der ganz besonderen Notlage und Umstände gerechtfertigte Ausnahme, aber kein Präzedenzfall.«

Zur Erinnerung: Diese besonderen Umstände bestanden in der antiserbischen Paranoia der Deutschen, insonderheit des damaligen Verteidigungsministers Scharpings, und darin, daß Rußland und China seinerzeit nicht bereit waren, im Uno-Sicherheitsrat einem Überfall auf Jugoslawien zuzustimmen – eine Konstellation, die Fischer damals als nicht hinnehmbare »Blockadesituation im Sicherheitsrat aufgrund nationaler Interessen« bezeichnete. Zu einem entsprechend pragmatischen Umgang mit dem Völkerrecht hatte bereits vier Monate vor dem Kosovokrieg Josef Janning, Direktor des Zentrums für angewandte Politikforschung an der Universität München geraten: »Wer wie Milosevic die massive Verletzung von Menschenrechten betreibt, darf sich nicht auf eine Entscheidungsblockade im Sicherheitsrat durch Rußland oder China verlassen können.«

Angesichts des US-Einmarsches in den Irak gaben sich Joschka Fischer und Gerhard Schröder zwar äußerst kritisch, vermieden aber eindeutige völkerrechtliche Einschätzungen dieses Unternehmens. Mit gutem Grund: Die Berliner Regierung, die im Gegensatz zu Washington eine nachdrückliche Verrechtlichung der internationalen Beziehungen anstrebt, war nicht darauf aus, von Rumsfeld im Gegenzug öffentlich an die gemeinsame völkerrechtswidrige Bombardierung Belgrads erinnert zu werden. Zur Vorbeugung gegen solche Erörterungen machte sich Berlin die Sprachregelung zu eigen, im Falle des Irakkrieges seien die diplomatischen Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft gewesen.

Weniger USA, mehr Frieden

Der Bedarf nach politischer Esoterik, der sich in der völkerrechtlichen Kategorisierung der US-Invasion offenbarte, kam erneut überall dort zum Ausbruch, wo die Deutschen die eigene und die Friedfertigkeit der Europäer feierten. In einem »Spiegel«-Gespräch erläuterte Fischer routiniert die psychosozialen Unterschiede zwischen Amerika und Europa: »Die europäische Integration ist die Antwort auf die Jahrhunderte europäischer Kriege und Metzeleien ... Es hat nichts mit Schwärmerei zu tun, wenn man den Anspruch verfolgt, Konflikte möglichst friedlich zu lösen.« Die Amerikaner hingegen, so Fischer, »hatten kein Verdun auf ihrem Kontinent. In den USA gibt es nichts mit Auschwitz oder Stalingrad oder den anderen schrecklich symbolischen Orten unserer Geschichte Vergleichbares.« Schröder sah das genauso. »Mit Krieg als Mittel der Politik«, sagte er im »Zeit«-Interview mit Blick auf die Europäer, »geht man inzwischen Gott sei Dank sehr zurückhaltend um ... Völker, die Krieg im eigenen Land so nie kennengelernt haben, haben einen anderen Zugang zum und einen anderen Begriff vom Krieg.«

Diese Begründungen, nicht auf Bagdad zu marschieren, kamen gut an. Die »Welt« sprach mit Blick auf die Kooperation zwischen Paris, Berlin und Moskau von einer »Friedensachse« und vom »Antikriegstrio«. Die »Taz« lobte den »konsequenten Antikriegskurs« Schröders, und Bettina Gaus beichtete dort, sie habe die friedenspolitischen Verlautbarungen ihres Kanzlers zunächst irrtümlich für Populismus gehalten. In der »FR« schrieb Mohssen Massarat unter der Schlagzeile »Friedensmacht Europa«, die SPD habe durch ihr klares Nein zum Irakkrieg den Weg in eine »europäisch eigenständige Außen- und Friedenspolitik« geöffnet.

Am größten war die Begeisterung über den deutsch-französischen Kurs aber noch weiter links. Im »Freitag« schlug Mitherausgeber Wolfgang Ullmann vor, man solle künftig die Europäische Union »als das erste Paradigma« für ähnliche, »auf allen Kontinenten zu errichtende Friedensräume verstehen«; selbstverständlich müsse die Uno aus New York in den »Friedensraum« eines anderen Kontinents umziehen – denkbar seien Prag oder Helsinki. Aufbruchstimmung verbreitete auch die PDS-Vorsitzende Gabi Zimmer auf einem Parteitag Anfang April. Bisher sei Europa ja »nicht zuletzt als Festung

gegenüber anderen Völkern und Staaten« aufgetreten. »Nun aber haben wir ein anderes Europa kennengelernt. Europa, das ist heute die europäische Friedenspartei ... Zu ihr gehört selbstverständlich die PDS. Zu dieser europäischen Friedenspartei gehört auch der Papst in Rom, zu ihr gehört Herr Spranger aus Bayern, zu ihr gehört der französische Präsident Jacques Chirac, zu ihr gehören Gerhard Schröder und Joschka Fischer.« Der erste Parteitag dieser Friedenspartei muß wahrscheinlich nicht einmal im Irrenhaus stattfinden.

Weniger USA, mehr Europa

Da die Mehrheit der Friedensdemonstranten jener Tage ähnlich durchgeknallt war wie Zimmer, bekamen Gerhard Schröder und andere Regierungsmitglieder auch keinerlei Schwierigkeiten, als sie verkündeten, die Europäische Union müsse jetzt endlich ordentlich aufrüsten. Wie der Gedankengang einer schlagkräftig bewaffneten Opposition zur Supermacht funktioniert, demonstrierte exemplarisch Professor Michael Staack von der Münchener Bundeswehrhochschule in der »SZ«: »Die von Präsident Bush angestrebte, religiös-ideologisch verbrämte imperiale Hegemonie Amerikas zwingt geradezu zur Bildung kooperativer Gegenmacht. Historisch gesehen erzeugte überwältigende Macht, erst recht, wenn sie falsch, unklug oder arrogant ausgeübt worden ist, stets Gegenkräfte der Balance« – und zu letzterem sei niemand besser geeignet als eine »außen- und sicherheitspolitisch handlungsfähige Europäische Union«.

Daß Schröders Pläne zur signifikanten Erhöhung der europäischen Tötungskapazitäten auf keinerlei energischen Widerspruch trafen, spricht einmal mehr für die Tatsache, daß der durchschnittliche deutsche Friedensdemonstrant die Massenaufläufe als Angebot verstand, das eigene Unbehagen oder den Haß auf Amerika im zwanglosen und heiteren Ambiente einer öffentlichen Inszenierung zu artikulieren. Allerdings mußte sich angesichts des Bandes der Sympathie zwischen Regierung und Mob sogar die »FAZ« noch einmal eigens vergewissern: »Der Kanzler ist sowenig Pazifist wie sein Außenminister. Die Friedensbewegung kommt den beiden zupaß, Friedenspolitiker aber sind sie nicht.«

Das haben Schröder und Fischer auch nie von sich behauptet. In Interviews und Erklärungen machten beide deutlich, daß sie die Friedensdemonstrationen nicht als prinzipielle Kriegsgegnerschaft mißverstehen und daß man auch weiterhin deutsche Soldaten zum Beschützen und Totschießen anderer Leute losschicken werde. Bei Schröder klingt das so: »Nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts sagen jetzt die Deutschen, ohne daß sie ein mehrheitlich pazifistisches Volk geworden wären: Wenn es irgendwie geht, wollen wir keinen Krieg und lieber politische Auswege suchen.« Fischers Version: »Bevor an eine Ultima ratio gedacht wird, müssen alle anderen Mittel ausgeschöpft sein.«

Ein energischer Versuch, Europas Gegenmacht zu erproben, soll die Nachkriegsordnung im Irak werden. In seiner Regierungserklärung vom 3. April betonte Schröder, Deutschland werde bei der Reparatur des Irak führend mitmischen, allerdings müsse die Uno dort das Kommando übernehmen. Im übrigen, so der Kanzler, sei der »Wiederaufbau der Gesellschaft« nicht allein »mit ein paar Unternehmenskonzessionen getan«. Zudem müßten die Ölvorkommen und natürlichen Ressourcen im Besitz des irakischen Volkes bleiben. Das war nicht nur der übliche markwirtschaftliche Zynismus, sondern Ausdruck des verbreiteten Argwohns, allein die USA könnten von ihrem Überfall auf den Irak profitieren. Auch die »Taz« mahnte, man müsse darüber wachen, »den Irak nicht zum Selbstbedienungsladen für Washington werden zu lassen«. Die Bertelsmann-Stiftung hatte bereits Ende März in einem Aktionsplan »eine eigenständige europäische Strategie als Alternative zu den unilateralen Plänen der USA« gefordert und eine »Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit am Golf« angeregt. Die »FAZ« empfahl den Amerikanern, die Staatengemeinschaft am »Großprojekt des Wiederaufbaus« zu beteiligen, machte an dieser Frage aber auch noch einmal deutlich, daß Deutschland bei einem »Neuanfang« ebenfalls einlenken müsse. Es sei nicht hinnehmbar, daß »deutsche Wirtschaftsinteressen Schaden nehmen wegen der politischen Entzweiung«, und deshalb müsse man »Multipolaritätsgefasel und Allmachtsgefühl« nun zunächst einmal dämpfen.

Obwohl kaum jemand in Deutschland den USA jenen schnellen Sieg wünschte, der sich derzeit abzeichnet, hat die deutsche Außenpolitik in der Irak-Frage – gemessen an ihren strategischen Zielen und Möglichkeiten – eine akzeptable Vorstellung gegeben. Die derzeitige Konstellation des internationalen Systems ist von einer Logik, die für Kräfteverschiebungen im oberen Bereich der Machttabelle, und das heißt zu Ungunsten Washingtons, ausschließlich kooperative Ansätze und Allianzen zuläßt. Was Schröder in seinen US-kritischen Verlautbarungen seit Wochen als »Emanzipation im Äußeren« darstellt, soll andere Staaten, und zwar möglichst viele, mit auf den deutschen Weg nehmen. Fischers Grundsatz, eine Weltordnung könne nur funktionieren, wenn »die gleichen Regeln für die Großen, die Mittleren und die Kleinen gelten«, ist präzise darauf gepolt, die Willkür der Supermacht anzuprangern und einzuschränken.

Bereits kurz nach Kriegsbeginn hatte Werner Kilz, der Chefredakteur der »SZ«, in diesem Sinne »das historische Verdienst des deutschen Kanzlers« gewürdigt: »Er hat im Verbund mit Frankreich und Rußland bewirkt, daß die einflußlosen, abhängigen Staaten dieser Welt nicht wie Domino-Steine unter dem Druck der Amerikaner reihenweise gekippt sind. Die UN werden deshalb nicht geschwächt aus dieser Auseinandersetzung hervorgehen« – und die Amerikaner nicht gestärkt. Wenn der »Spiegel« die USA »als entfesselten Gulliver« bezeichnet, ist das der gleiche realpolitisch gemeinte Appell an

die antiimperialen Affekte: Gemeinsam sind wir stark – nur die internationale Solidarität der Zwerge kann die Supermacht zügeln.

Ein wenig erinnert der derzeitige deutsche Versuch, die internationale Szenerie durch Völkerrecht und eine Dezentrierung der Macht neu zu gestalten, an die sechziger Jahre. Damals machten die USA der Dritten Welt ein Angebot: Statt sich weiterhin der Hegemonie der verhaßten bisherigen Kolonialmächte Frankreich und England zu unterwerfen, sollten die jungen Staaten Afrikas und Asiens doch in eine enge Kooperation mit den USA eintreten. Man werde auf Gleichberechtigung achten, an Entwicklungshilfe und wirtschaftlicher Kooperation solle es nicht fehlen. Dieser Ansatz hat für die USA einiges abgeworfen. Gabi Zimmer würde die Friedensmacht Deutschland auf einem solchen Weg sicher begleiten. Die passende Parole hat die Vorsitzende auf dem PDS-»Friedensparteitag« vorgestellt: »Lieber Superstar als Supermacht.«

Ralf Schröder schrieb in KONKRET 4/03 über den aufmuckenden deutschen Hinterhof

Konkret 05/03, S. 19

Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Rechthaberei der Verlierer

Während die Amerikaner Krieg führten, überlegten die Deutschen, wie man den Imperialismus der Supermacht zügeln und einen Fuß in den Irak kriegen kann. Mit Hilfe des Völkerrechts? Beiträge von Ralf Schröder und Thomas Uwer/Thomas v. d. Osten-Sacken

»Zum Vorgehen und Verhalten der USA kann man nur Pfui sagen. Das Völkerrecht und die Völkergemeinschaft wurden und werden dabei mit Füßen getreten.«

Bernd R. Schmidt, Vorsitzender der Freien Heilpraktiker e.V.

Es scheint als sei, wer im Falle des Irak dem Völkerrecht das Wort redet, verdammt, das Falsche zu tun. Noch als amerikanische Truppen bereits kurz vor Bagdad standen, forderte der außenpolitische Sprecher der PDS, Wolfgang Gehrcke, dazu auf, die Kampfhandlungen einzustellen und mit Saddam Hussein zu verhandeln. »Die USA und Großbritannien haben völkerrechtswidrig den Irak überfallen«, stellte Gehrcke fest. »Man wird immer mit dem verhandeln müssen, der vorhanden ist. Daran führt kein Weg vorbei.« Dies wäre, so die übereinstimmende Meinung der deutschen Experten, der letzte »völkerrechtskonforme« Ausweg gewesen aus einem, wie der Theologe Hans Küng meint, »Lügengebäude von Orwellschem Ausmaß, um einen völkerrechtswidrigen und unmoralischen Krieg zu legitimieren«. Denn in Bagdad galt es mehr zu verteidigen als die Paläste eines untergehenden Diktators. Wenn die USA ihre Sicherheitsinteressen im Irak ohne UN-Mandat verträten, so wäre dies, warnte der Berliner Völkerrechtler Tomuschat, »das Ende der bestehenden Weltordnung«. Für die Bewohner von Saddam City ging mit dem Einmarsch amerikanischer Truppen am 9. April vor allem aber die Diktatur Saddam Husseins zu Ende. Ginge es nach dem Völkerrecht, so würden sie noch immer von Republikanischen Garden bewacht, und die Saddam-Statue vor dem Hotel Palestine würde noch stehen.

Einmal mehr hat sich das Völkerrecht als das denkbar ungeeignetste Mittel erwiesen, um »Gerechtigkeit« durch Recht zu installieren. Dies liegt nicht nur daran, wie immer wieder bemängelt wird, daß es an geeigneten Institutionen fehlt, dieses Recht auch durchzusetzen. Denn daß das Völkerrecht fast ausschließlich auf Mechanismen beschränkt ist, die den Rechtsvollzug ohne Zwangsgewalt garantieren (sollen), ist nicht beklagenswert. Jedes Recht außerhalb von Willkürherrschaft setzt zunächst voraus, daß die in Kraft gesetzten Vorschriften von den betroffenen Rechtssubjekten freiwillig befolgt werden, die Sanktion also die letzte und nur im Ausnahmefall zu ergreifende Möglichkeit darstellt.

Das Völkerrecht ist zur Durchsetzung menschenwürdiger Verhältnisse ungeeignet, weil sein Rechtssubjekt nicht, wie der Name suggeriert, die Bevölkerung als Verbund der Einzelnen ist, sondern das nationale Kollektiv, vertreten durch den Staat. Als Netz von Rechtsbeziehungen zwischen »gleichen« Staaten ist es kaum in der Lage, die Ungleichen und Schwachen zu schützen, die unter diesen Staaten leiden. Unter dieser Voraussetzung bedeutete die Durchsetzung von Völkerrecht im Irak die Aufrechterhaltung der Verfügungsgewalt einer Diktatur über die eigene Bevölkerung. Genau dies mußten die aufständischen Irakis 1991 erleben, als die Anti-Irak-Koalition unter amerikanischer Führung Kuwait befreite. Rund 100.000 Irakis wurden in diesem vom UN-Sicherheitsrat mandatierten Krieg getötet. Als es dann zu landesweiten Aufständen gegen die geschwächte Diktatur Saddam Husseins kam, handelten die alliierten Truppen strikt völkerrechtskonform und ließen zu, daß die irakische Armee die Aufstände niederschlug. Hätten sie trotz Waffenstillstandsvereinbarung eingegriffen, so wären den Irakis zwölf Jahre Leid erspart geblieben. Die rechtskonforme Haltung gegenüber der irakischen Ba'th-Diktatur ist am besten mit den Worten von Bundesaußenminister Fischer wiederzugeben, der noch kurz vor dem neuen Krieg erklärte, »Regime Change ist nicht meine Position. Das muß das irakische Volk selber schaffen.« Wer darin eine Unterstützung Saddam Husseins gegen die irakische Bevölkerung sieht, gilt als antideutscher Bellizist.

Es ist jedoch nicht nur das alte Mißverständnis, Recht und Gerechtigkeit miteinander zu verwechseln, das dem Völkerrecht hierzulande im Jahre vier nach dem letzten deutschen Angriffskrieg auf Jugoslawien eine ungeahnte Popularität beschert. Denn Einigkeit herrscht nicht nur darüber, daß die USA mit ihrem Angriff auf den Irak internationales Recht verletzt haben, auch das Lamento über die scheinbare Folgenlosigkeit dieser Feststellung ist allgemein. Längst hat sich die Vorstellung durchgesetzt, daß der »Völkergemeinschaft« auf der einen die unilateral handelnden USA auf der anderen Seite gegenüberstünden. Wird es »der internationalen Gemeinschaft noch gelingen, die USA einzubinden«, fragt ein von der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegebener Sammelband, »oder werden die Regierungen im Sicherheitsrat ... vor der entschlossen ausgeübten Macht der Vereinigten Staaten (kapitulieren)?« Die dazugehörige Litanei, den USA gehe es im Nahen Osten nicht um Demokratie und Menschenrechte, sondern um Öl und Weltherrschaft, entwirft nicht nur das Bild einer selbstlosen Völkergemeinschaft als Gegenmodell zu den USA, sondern mündet in eine offene Kampfansage. Daß es sich bei der Konfrontation mit der »entschlossen ausgeübten Macht« der USA nicht eigentlich um eine Politik nationaler Interessen handele, sondern um die Verteidigung eines höheren Rechtsgutes, wird von der Bundesregierung genauso

behauptet, wie von der Friedensbewegung. Lediglich ob Schröder sein Nein zum Krieg wirklich ernst meint, wird in dieser da und dort noch bezweifelt.

Beiden gemeinsam ist der Wunsch nach geeigneteren Sanktionsmitteln. Auch gegenwärtig haben sich Klagewillige gefunden, die Strafanzeige gegen die Bundesregierung wegen Vorbereitung eines Angriffskrieges gestellt haben (Gewährung von Überflugrechten etc.). Einziger Sinn dieses Unternehmens ist die Bestätigung der Annahme, daß angesichts des machtpolitischen Willens Einzelner die rechtlichen Instrumente der Mehrheit versagen. Ähnlich intendiert ist die Forderung der SPD-Hessen Süd, dem »linken« Kreisverband, der Heidemarie Wieczorek-Zeul hervorgebracht hat, UN-Sanktionen gegen die USA zu verhängen, weil diese einen »völkerrechtswidrigen Angriffskrieg gegen den Irak« führe. Die Klage über die Wirkungslosigkeit des eigenen Tuns wird zu dessen eigentlichem Sinn, »Völkerrecht« wird zur Rechthaberei der Verlierer.

Im Bedauern darüber, daß es an geeigneten Mitteln fehlt, das Völkerrecht durchzusetzen, ist aber immer auch die Forderung nach einem Ausbau der Sanktions- und Einspruchsmöglichkeiten der »Völkergemeinschaft« enthalten, die in ihrer Konsequenz auf jene Weltinnenpolitik hinausläuft, die den USA beständig vorgeworfen wird. Einzig die Rollen scheinen vertauscht, wenn Amerika und seine Verbündeten als Desperados erscheinen, Deutschland und Frankreich dagegen als rechtskonform agierende (Möchtegern-)Weltpolizisten. In der »Süddeutschen Zeitung« hat der Augsburger Völkerrechtler Christoph Vedder bereits eine Möglichkeit aufgezeigt, die Vision in praktische Politik zu überführen. »Polen dürfte jetzt nicht Mitglied der EU werden«, fordert Vedder. Denn die Achtung der Grundsätze des Völkerrechts sei eine Voraussetzung für die Aufnahme in die Gemeinschaft, die Polen durch seine Unterstützung des Irakkrieges verletzt habe.

Seit Saddam Hussein gestürzt ist, fordern Paris-Berlin-Moskau, den Wiederaufbau des Landes den Vereinten Nationen zu unterstellen. Die an die amerikanischen »Unilateralisten« gerichtete Drohung, daß ohne UN-Mandat und also Beteiligung der »Friedensachse« kein Geld für den Wiederaufbau fließe, ist der verzweifelte Versuch, an der Gestaltung eines künftigen Irak mitzuwirken, ohne die Irakis zu beteiligen, die weder von Frankreich noch von Deutschland etwas wissen wollen. Denn Berlin dekretierte, daß ein UN-Protektorat nach dem Vorbild des Kosovo für die irakische Bevölkerung das Beste sei, ohne auch nur eine einzige irakische Organisation oder Partei konsultiert zu haben. Diese mißtrauen aus gutem Grunde nicht nur den Nahost-Experten der deutschen Regierung, deren breit ausgemalte Horrorszenarien sich ausnahmslos als Wunschdenken entpuppten, sondern vor allem auch dem europäischen Versuch, den Willen der Irakis selbst über ein von der »Völkergemeinschaft« mandatiertes Protektorat zu umgehen. Denn nicht nur die mögliche britisch-amerikanische Militärverwaltung, auch das vom Alten Europa favorisierte UN-Protektorat bedeutete eine Fremdverwaltung.

Während der zwischen Gruppen der irakischen Opposition und den Koalitionsregierungen ausgehandelte Kompromiß jedoch vorsieht, gleich zu Beginn eine irakische Übergangsregierung ins Amt zu hieven und mit der Reorganisation der Zivilverwaltung und der Vorbereitung freier Wahlen zu betrauen, zielt der Vorschlag eines UN-Protektorats darauf ab, den im Irak herrschenden Ausnahmezustand zu perpetuieren. Schon in der Forderung der Bundesregierung, das Öl-für-Nahrungsmittel-Programm der UN wieder aufzunehmen, schwingt die Hoffnung mit, die von irakischen Gruppen vorgelegten Pläne zum Aufbau eigenständiger demokratischer Strukturen könnten sich nicht durchsetzen. Die Voraussetzung des Programms nämlich besteht in jenem vom UN-Sicherheitsrat verhängten Embargo, das vor nicht allzu langer Zeit noch von Mitgliedern der Bundesregierung heftig kritisiert wurde.

Ebenso wie die Kritik an dem »menschenverachtenden Embargo« zu Zeiten Saddam Husseins darauf zielte, das Zwangssystem eines von den UN kontrollierten Ölexportes und Einkaufs humanitärer Güter zugunsten des Regimes aufzuheben, richtet sich die nunmehr formulierte Forderung gegen den Willen der Irakis, selbst über ihr Land und dessen Zukunft zu verfügen. Die Befürchtungen der Bundesregierung dürften sich dabei weniger darum drehen, daß eine neue irakische Regierung Öl zu Dumpingpreisen an anglo-amerikanische Unternehmen verkaufen könnte, sondern vielmehr darum, daß mit einer Aufhebung des Ausnahmezustandes die Anerkennung einer Post-Saddam-Lösung einherginge, die weder in Berlin noch in Paris oder Moskau erwünscht ist. Mangels geeigneterer Bürgerkriegsbilder müssen daher jetzt die im gesamten Irak zu beobachtende Entladung des Hasses gegen alle mit dem Staat in Verbindung gebrachten Einrichtungen und das Plündern von Palästen als Beleg für den befürchteten Flächenbrand herhalten.

Der Abscheu, mit dem beobachtet wird, wie Menschen, denen die Grundlagen zum Leben systematisch vorenthalten wurden, sich nun an dem schadlos halten, was der kollabierte Staat zurückgelassen hat, wirft ein Licht auch auf die Aufgaben eines möglichen UN-Einsatzes im Irak. Bereits am ersten Tag nach der Befreiung Bagdads haben einige Irakis auf ihre Weise der Dankbarkeit für die entschlossene Haltung der Bundesregierung in der Irakfrage Ausdruck verliehen – sie haben die deutsche Botschaft gestürmt und verwüstet.

Das UN-Protektorat, das Gerhard Schröder und Joseph Fischer sich wünschen, würde nicht nur derlei verhindern, sondern auch die Bedingungen einer Verwaltung unter UN-Mandat auf den Kopf stellen. Denn vorgesehen ist ein solches Protektorat lediglich für Fälle, in denen ein Staat entweder faktisch nicht mehr existiert oder aufgrund innerer Auseinandersetzungen suspendiert wurde. In anderen Fällen ist, da die Vereinten Nationen eben kein Instrument zur Gewährleistung weltweiter Gerechtigkeit sind, die »Zivilisierung« von Staaten nicht vorgesehen.

Auch in der Praxis wäre die »zivilisierende« Besetzung durch Blauhelmtruppen die denkbar schlechteste Lösung für den Irak. Bislang haben sich die verschiedenen Oppositionsgruppen auf das Konzept eines föderalen Staates geeinigt, innerhalb dessen den einzelnen Volksgruppen begrenzte Autonomierechte zugestanden werden. Die gerne kolportierte Vorstellung von verfeindeten Ethnien und Religionsgemeinschaften entspricht im Irak jedoch nicht der Realität. Unter einem UN-Protektorat könnte dies, wie die Erfahrung zeigt, schnell anders werden, wenn der Durchsetzung und Verteidigung von Partikularinteressen ein materieller und militärischer Anreiz gegeben wird. Bislang ist es überall dort, wo UN-Behörden die Regierungsgewalt übernahmen, in kürzester Zeit gelungen, auch die wenigen noch vorhandenen staatlichen Strukturen zu zerstören und durch lokale Klientelsysteme zu ersetzen. So, wie es der Logik humanitärer Hilfe entspricht, sich auf bestehende, möglichst lokale Strukturen der Verteilung von Hilfsgütern zu verlassen, so bauen die UN-Verwaltungsstrukturen in Regionen wie dem Kosovo auf die Unterstützung lokaler Eliten dort, wo sie zur Durchsetzung ihrer Programme nützlich sind. Es ist gar nicht nötig, den Kommandeuren der Unmik im Kosovo bösen Willen zu unterstellen, um ihnen dennoch zu attestieren, daß sie über beste Beziehungen zu den mafiösen Lokalstrukturen verfügen.

Kaum verwunderlich ist daher, daß wenige Wochen vor der Befreiung Bagdads der kosovarische Journalist Beqe Cufai den Irakis die Hoffnung mit auf den Weg gab, die UN möge in ihrem Land nichts weiter tun, als Decken und Nahrungsmittel verteilen. Ein zweites »Unmikistan«, so Cufais Botschaft, ist niemandem zu wünschen.

Die Autoren schrieben in KONKRET 4/03 über die irakische Opposition

Konkret 05/03, S. 21

Georg Fülberth

Kontingenter Imperialismus

Nur das übliche Betriebsgeräusch? – Eine kleine Geschichte der Gemeinsamkeiten und Differenzen der deutschen und der US-amerikanischen Außenpolitik nach 1945.

Die angeblich traditionelle Freundschaft zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika ist ebenso ein literarisches Konstrukt wie ihre sogenannte aktuelle Konfrontation: erst Soap Opera, dann Bayreuth. Im historischen Rückblick enthüllt sich eher eine ziemlich rationale Interessengemeinschaft, die gerade deshalb gedieh, weil auf beiden Seiten wohlkalkulierter Egoismus im Spiel war. Da er auch in Zukunft nicht fehlen wird und eine Unvereinbarkeit der Ziele nicht in Sicht ist, braucht niemandem bange zu sein – wenigstens nicht in der BRD oder in den USA.

Adenauer und Dulles

Als ein Schlüsseldokument westdeutscher Außenpolitik gilt ein Brief, den im Oktober 1945 Konrad Adenauer, der gerade von den Briten geschaßte Oberbürgermeister von Köln, an seinen bisherigen Amtskollegen Weitz in Duisburg schrieb. Europa und Deutschland seien, so sah er es, zweigeteilt, die Russen (er meinte: die Rote Armee) standen an der Elbe. Um sie von dort wieder wegzubekommen, mußte ein westeuropäischer Block geschaffen werden. Militärische Stärke konnte er nur gewinnen – diesen Gedanken entwickelte Adenauer erst in der Folgezeit – , wenn die USA sich in dieser Auseinandersetzung selbst engagierten. Dazu wären sie auf Dauer lediglich unter der Voraussetzung bereit, daß Westeuropa (einschließlich Westdeutschland) aufrüstete.

Leicht hätten diese Überlegungen als die Spinnereien eines alten Mannes unbeachtet in dessen Nachlaß verschwinden können. Denn 1945 war keineswegs ausgemacht, daß für die USA eine dauerhafte Präsenz in Europa attraktiv sein würde. Dies zeichnete sich erst ab, als sie sich 1947 endgültig zum Kalten Krieg entschlossen hatten. Es lag in ihrem Interesse, daß Kredite und Exporte nach Europa sowie ein Wettrüsten ihre Wirtschaft stabilisierten und man durch Kontrolle über die neuen Verbündeten vorab Entwicklungen vermeiden konnte, die, ließ man die Dinge zu lange laufen, später nicht mehr so gut zu kontrollieren waren. Der Konflikt mit der Sowjetunion war im Vergleich dazu einerseits nebensächlich, andererseits als apokalyptischer Vorwand doch auch unentbehrlich.

Unübersehbar aber war die Interessenübereinstimmung zwischen der neuen politischen Elite der 1949 gegründeten BRD und der Führung der USA. Ob es sich nun um Adenauers wahrscheinlich ehrliche Angst vor der Sowjetunion handelte oder um die Selbstverständlichkeit, mit der er die Wiederherstellung Deutschlands in den Grenzen von 1937 betrieb: In beiden Fällen brauchte er die Vereinigten Staaten. Für diese aber war eine Bundesrepublik, die vollständig von ihnen abhängig war, nicht nur eine gute Anlagesphäre, sondern auch ein sicherer Stützpunkt zur Kontrolle dessen, was früher einmal die deutsche Gefahr gewesen war, sowie des übrigen Westeuropa, wo in zwei Ländern (Frankreich, Italien) die Kommunisten bedenklich stark waren.

Da ein gesamtdeutscher Kapitalismus nach Adenauers Gusto nur auf dem Umweg über eine zeitweilige Spaltung möglich war, hatte die oppositionelle SPD unter ihrem Vorsitzenden Kurt Schumacher ein Thema. Sie warf dem Kanzler sogar nationalen Verrat vor. Schumacher redete sich ein, er könne eine von allen ehemaligen Kriegsgegnern unabhängige rein deutsche Politik machen. Wäre er selbst Regierungschef geworden, hätte er sich ebenfalls auf die USA gestützt. Außerdem hatte die SPD selbst einen kleinen Adenauer: den Regierenden Bürgermeister von Berlin, Ernst Reuter.

Auffällig ist, daß die Strategie-Entwicklung der führenden BRD-Politiker derjenigen der USA voranlief. Truman hatte den Kalten Krieg zunächst nur als »Containment« proklamiert: als Eindämmung angeblicher sowjetischer Expansionsbestrebungen. Da war Adenauer schon längst weiter: Er zielte von Anfang an darauf ab, die Kommunisten aus Mitteleuropa hinauszudrücken. 1953 schließlich fand er einen kongenialen US-Außenminister: John Foster Dulles. Jetzt ging es nicht mehr um Containment, sondern um Roll Back, auf Deutsch: Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit sowie »Neuordnung« bis zum Ural durch Überrüsten der UdSSR.

Standbeinwechsel

Bei alledem sollte man nicht von einer Identität der Interessen sprechen, sondern von ihrer Konvergenz. Zuweilen entstand Betriebsgeräusch, das sich fast schon konfrontativ anhörte.

Dies geschah mit dem Amtsantritt Kennedys. Der militärisch-industrielle Komplex und die Rüstungskeynesianer in den USA fanden ein kriegerisches Engagement in Südostasien attraktiver als die Fortsetzung der Ost-West-Konfrontation in Mitteleuropa, wo es angesichts eines unüberwindlich erscheinenden atomaren Patts nicht genug Anlässe für neue Waffen-

Investitionen gab. Der Präsident lieferte die passende Ideologie mit seiner Behauptung, der Showdown zwischen Freiheit und Kommunismus finde nicht zwischen der Ersten und der Zeiten Welt statt, sondern in der Dritten.

Für Adenauer war das aus zwei Gründen bedenklich: Erstens: Eine De-facto-Anerkennung des Status quo in Deutschland hätte seine kurzfristigen Wiedervereinigungs-Versprechen unglaubwürdig gemacht. Zweitens: Denkbar war sogar, daß die Zweistaatlichkeit dauerhafte Legitimität gewann.

Um dies zu verhindern, waren die US-Amerikaner offenbar nicht mehr die geeigneten Partner. Adenauer versuchte es deshalb mit de Gaulle, der sich aus anderen Gründen von den USA distanzierte. Für eine Hauruck-Wiedervereinigung war dieser allerdings ebenfalls nicht zu haben. Hauptprotagonist eines Deutschen Wegs war Franz Josef Strauß. Im Fehlen einer eigenen Atomstreitmacht sah er einen Souveränitätsdefekt.

Die »Spiegel«-Krise von 1962 war Ausdruck der Interessendivergenz zwischen der BRD und den USA. Strauß ließ ein Nato-Manöver gezielt an die Wand fahren, um zu demonstrieren, daß eine Bundeswehr ohne Atomwaffen wertlos sei. Als Augsteins Magazin dies aufdeckte, war es im Grunde nur noch das Presse-Nachspiel.

In den ersten Jahren der BRD galt, daß auf längere Sicht sich keine Bundesregierung halten konnte, die sich im Konflikt mit den USA befand. Adenauers Außenminister seit 1961 – er hieß tatsächlich Gerhard Schröder, war vor 1945 in der NSDAP gewesen und jetzt in der CDU – witterte diese Gefahr, die zugleich eine Chance für ihn war, denn er hatte seinerseits Kanzler-Ambitionen. Er erfand die »Politik der Bewegung«. Sie war die deutsche Adaption der »Zwei-Zangen-Theorie«, die der US-amerikanische Politologe Zbigniew K. Brzezinski propagierte: Durch Verbesserung der Beziehungen mit den nichtsowjetischen Nachbarn der DDR, zum Beispiel Polen, müsse jene so gründlich isoliert werden, daß die UdSSR sie eines Tages fallen lasse. Schröder richtete eine Handelsmission in Polen ein. Von Teilen der Union wurde dies als Anerkennung des Status argwöhnisch beäugt. Sie sortierte sich in der Folgezeit in »Atlantiker« und »Gaullisten«.

Hier kam die Chance der SPD. Brandt wurde als deutscher Kennedy aufgebaut. Er sei weit besser als Adenauer imstande, Wiedervereinigungswunsch und US-Strategie wieder auf eine Linie zu bringen. Sein Pressesprecher Egon Bahr verkündete 1963 den »Wandel durch Annäherung«: Begrenzte Kooperation mit den DDR-Behörden weit unterhalb der völkerrechtlichen Anerkennung sollte die deutsche Frage so weit offenhalten, wie dies angesichts eines ungünstiger gewordenen Kräfteverhältnisses gerade noch möglich war.

Dies wurde dann zur Grundlinie der Ostpolitik von Brandt und Scheel. Zwar mußte – anders noch als bei Bahr 1963 – eine weitgehende formelle Anerkennung der DDR eingeräumt werden, aber wenn der Kanzler behauptete, seine Politik sei nichts anderes als die Fortsetzung von Adenauers Strategie mit anderen Mitteln, stimmte ihm darin nicht nur das Bundesverfassungsgericht zu, sondern er konnte einen handfesten Beweis vorlegen: Die von der BRD nach wie vor reklamierte gesamtdeutsche Staatsbürgerschaft sollte sich 1989 bewähren. Die Botschaften der Bundesrepublik in Budapest, Prag und Warschau, die ab 1973 als Ergebnis der Ostverträge eingerichtet wurden, erwiesen sich als wertvolle Vorposten.

Der Sicherheitsberater und spätere Außenminister Nixons, Henry Kissinger, beobachtete den Kurs von Brandt und Scheel allerdings mit Mißvertrauen. Er fürchtete, daß hier in Kooperation mit Moskau eine Art Rapallo-Politik vorbereitet werde, die zunächst die BRD, später vielleicht sogar Gesamtdeutschland auf einen älteren Sonderweg zurückführen könne.

Vielleicht hätte er stärker gebremst, wären die USA damals nicht von mehreren Handicaps geplagt gewesen: Nixon hatte Watergate am Hals, der Vietnamkrieg ging verloren, und der spätere Präsident der Deutschen Bundesbank, Emminger (er hat nach eigenem Bekunden seine Dissertation aus der Nazi-Zeit nicht mehr auffinden können), sah 1973 seinen schönsten Traum in Erfüllung gehen: Der Dollar dankte als Weltgeld ab, die D-Mark stieg auf. (Man kann sein Vergnügen in seinen Memoiren – *DM, Dollars, Währungskrisen*, Stuttgart 1986 – nachempfinden.) Durch das Einschwenken Frankreichs auf eine integrationsfreundlichere Linie ab 1974 gewannen die deutschen Ambitionen eine neue Schwungmassse – sie waren zwar nach wie vor auf die USA angewiesen, aber doch weniger als bisher.

Raketen und Friedensbewegung

Diese Gewichtsverlagerung blieb auch erhalten, als die USA in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre sich aus ihrer zeitweiligen Schwächeperiode wieder herauszuarbeiten begannen. Noch einmal wurde ein Bundeskanzler zum Stichwortgeber: In einem Vortrag vor dem Londoner Institut für Strategische Studien mahnte Helmut Schmidt 1977 jene neue Rüstung mit Mittelstreckenraketen an, die 1979 – noch unter Carter – von der Nato beschlossen wurde. Als ihm schließlich seine Partei hier (und auch in der Wirtschafts- und Sozialpolitik) nicht mehr so recht folgen konnte, bestätigte sich wieder einmal die Regel, daß diejenige Partei den Kanzler stellte, die den höheren Grad an Konformität mit der US-Außenpolitik erreichte.

Kohl konnte ein schönes Erbe antreten. Erstens realisierten die neuen US-Raketen die alte Vision Adenauers. Zweitens aber geschah dies nun unter einer veränderten Voraussetzung: größere Selbständigkeit der BRD gegenüber der Vormacht.

Hierzu trug auch die Friedensbewegung bei. In den fünfziger Jahren hatte sie (genauer: ihre Vorgängerin) gereimt: »Ami go home – spalt' für den Frieden Dein Atom«. Unter Brandt/Scheel war sie praktisch in der offiziellen Regierungspolitik verschwunden. Jetzt, Anfang der achtziger Jahre, entdeckte sie ein potentielles Opfer einerseits der US-amerikanischen Pershings und Cruise missiles, andererseits der sowjetischen SS 20: Deutschland als Ganzes. Die von der DDR verkündete »Verantwortungsgemeinschaft« hatte dasselbe Argument.

Als der US-amerikanische Sieg im Wettrüsten Jalta wieder aufhob, hatte sich die Nation gerade noch rechtzeitig neu konstituiert. Kohl übertrieb etwas, als er in Bitburg Reagan nicht nur für das Deutschland der Gegenwart und Zukunft vereinnahmen wollte, sondern auch für die Waffen-SS. Weizsäcker und andere machten ihm und Dregger klar, daß gerade in der Zeit der Vorfreude eine gewisse Demut zu den Erfolgsvoraussetzungen gehörte. Der aufrechte Gang durfte später kommen.

Neugruppierung

Mit der Wiedervereinigung allerdings hatte der deutsche Kapitalismus alles erhalten, was er vom Bündnis mit den USA erwarten konnte. Als Bush senior ihm anbot, er dürfe Partner in Leadership sein, erschien für einen Moment die Vorstellung eines kollektiven Imperialismus, bei dem aber nicht mehr so recht klar war, auf welchen gemeinsamen Interessen er künftig beruhen sollte. Diese Unsicherheit hat in der Folgezeit – bis heute – dazu geführt, historische Projektionen zu benutzen. Einige sahen den Imperialismus von 1914 wiederkommen, andere den Konflikt USA-Deutschland von 1941. Versuchen wir uns statt dessen etwas relativ Neues auszudenken.

Wenn es keine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den USA und der BRD mehr gibt, folgt daraus noch lange nicht, daß diese einander widersprechen. Sie gehen halt auseinander, aber die Welt ist vielleicht groß genug für beide.

Im Licht dieser – zugegeben – ein wenig schlampigen Interpretation sehen die Konflikte seit 1990 etwas anders aus, als es die Historisch-Heroische Weltanschauung (sie ist das Gegenteil des Historischen Materialismus) häufig wahrhaben will.

Wenn die USA 1991 die Ahndung einer Annexion durch Saddam Hussein dazu benutzten, noch dichter an das Nahost-Öl heranzukommen, dort eine stärkere Truppenpräsenz zu erreichen und auch etwas für den Verbündeten Israel zu tun, nahmen sie eigene Interessen wahr, ohne daß damit ein neuer Weltkrieg gegen Deutschland in Wiederholung von 1941 angebahnt worden wäre. In der Nachsorge konnte sich die BRD auch Vorteile von diesem Waffengang versprechen, und die Friedensdemonstrationen erhielten ihre Wichtigkeit nicht so sehr als Protest gegen die Vereinigten Staaten, sondern eher als Nachweis einer Differenz, mit der eigener Einfluß im Nahen Osten gesichert wurde – nicht Konfrontation, sondern Konkurrenz. So wird es auch diesmal sein.

Einige sehen das Balkan-Engagement der USA als den Versuch, dem deutschen Imperialismus einen von ihm auch schon früher geschätzten Hinterhof streitig zu machen. Man fragt sich, weshalb sie das sollten. Mag sein, daß auch in ihren Think Tanks der Historische Heroismus gepflegt wird.

Wieder andere finden, zumindest 1999 habe die BRD die USA gegen Jugoslawien noch einmal in ähnlicher Weise für ihre eigenen Interessen eingespannt wie dies einst Adenauer, Helmut Schmidt und Helmut Kohl taten. Wenn da mal nicht einerseits übertrieben, andererseits verharmlost wird. Um das zu klären, müßten wir vorher die Bewegkräfte der US-amerikanischen Außenpolitik untersuchen. Vielleicht kämen wir zu dem Ergebnis, daß die BRD da nur eine Nebenrolle spielt.

Die Interessen der deutschen und der US-amerikanischen kapitalistischen Eliten verhalten sich zueinander zwar nicht mehr konvergent, aber auch nicht allemal gegensätzlich, sondern kontingent. Unter solchen Umständen kann jetzt (anders als früher) auch einer Bundeskanzler werden und bleiben, obwohl er mit der Außenpolitik der Vereinigten Staaten nicht konform ist. Die Differenz ist – anders als früher – sogar eine Erfolgsbedingung. Schröders Nein vom letzten Sommer zum Irakkrieg wurde wohl eher in der SPD-Kampa erdacht als in der Stiftung Wissenschaft und Politik. Seine Kritik an den USA hilft ihm auch jetzt noch innenpolitisch: Schließlich wäre es etwas kleinlich, einem Friedenskanzler die neuesten Arbeitslosenzahlen und die Streichung der Arbeitslosenhilfe allzusehr vorzuwerfen.

Die gegenwärtige Talmi-Gegnerschaft zu den USA wirft auch in einem anderen Punkt den gleichen Nutzen ab wie die einstige Zweckfreundschaft: als Grund für eigene Rüstungen – sei es Deutschlands, sei es »Europas«. Die Titelseiten von »Stern« und »Spiegel« sahen zwischendurch ein bißchen wie Rache für 1945 aus. Aber das ist nur für die Auflage – wie das tägliche Luder in der »Bildzeitung«.

Kontingenter Imperialismus. Ich verfolge die Fachpresse zur Theorie der Internationalen Beziehungen nicht. Deshalb ist mir unbekannt, ob vor mir schon jemand auf diesen wichtigtuerischen Ausdruck verfallen ist. Es ist eher wahrscheinlich, denn auf dem Gebiet herrscht eine schreckliche Redundanz. Falls aber nicht, melde ich hiermit ein Patent auf diesen Begriff an.

Begeben wir uns zuletzt einmal wieder auf Wolke sieben, wo der Weltgeist sitzt. Von dort aus sieht er alles so wunderbar klar wie einst Konrad Adenauer im Oktober 1945, nämlich: Die kapitalistischen, militärischen und Feuilleton-Eliten in den USA und der BRD haben kein Interessen-, sondern ein Koordinierungsproblem. Das müßte sich lösen lassen. Falls es überhaupt nötig ist. Konkurrenz, antagonistische Kooperation, ja Kontingenz sollen ja ebenfalls gut fürs Geschäft sein.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 4/03 über die Einstellung des NPD-Verbotsverfahrens

Konkret 05/03, S. 24

Michael Scharang

Triviale Wirklichkeit

Gott ist tot, der Kriegsgott auch.

Die großen USA geloben, das kleine Land vom Tyrannen zu befreien. Sehr ehrenhaft. Aber werden die kleinen Leute in dem kleinen Land davon satt? Warum nicht. Es gibt Öl in dem Land. Es aus der Erde zu holen und in alle Welt zu verkaufen, das könnte den Leuten helfen. Warum nicht gleich von Öl reden?

Weil man auf den schönen Schein, die Moral, nicht verzichten kann, schon gar nicht in der Alten Welt. Europa kam unter der Last der Religion nur mühsam voran, heute hat es immer noch deren weltliche Schwester, die Moral, am Hals. Was früher Inquisition hieß, sind nun Ethikkommissionen, die der Wissenschaft auflauern. Europa drapiert Politik üppig mit Moral, versteckt die unbefriedigte Weltmachtgier sorgsam hinter Friedenspolitik, um die drei Bankrotteure Chirac, Schröder, Putin als respektable Staatsmänner herausputzen zu können.

Wem – wie Europa – die Welt nicht gehört und wer sich deshalb mit der Anschauung der Welt begnügen muß, macht aus seinem Territorium einen Kriegsschauplatz der Weltanschauungen und aus der Beantwortung der aufgezwungenen Frage, ob man für oder gegen Krieg ist, einen Breitensport. Es geht nicht darum, welcher Meinung man ist, sondern daß man mitturnt. In den USA hingegen wird ein einziger Mann, der Präsident, abgestellt, um den schönen Schein aller hohen Werte zu repräsentieren, von Gott über die Moral bis zu Freiheit und Demokratie. Die übrige Bevölkerung kann sich vernünftigen Dingen zuwenden. Lebte Nietzsche, der Umwerter aller Werte, heute, wäre er nicht deutscher Philosoph, sondern Berater des amerikanischen Präsidenten.

Nietzsches Diktum, Gott sei tot, ist kein Aufruf zum Atheismus, sondern eine melancholische Feststellung. Im Abendland des 19. Jahrhunderts erscheint zumindest die Existenz des Bürgers durch die Hingabe an die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Künste als erfülltes Leben. Karl Marx schwärmte vom »great civilizing influence of capital«. Die Nachfrage nach einem Leben nach dem Tod schwand rapide.

Der Bürger, der neue Herr der Welt und Meister der Kapitalverwertung, gibt Gott aber nicht einfach auf, er holt ihn ins Diesseits, nennt ihn Geschichte und erklärt sich zu deren Ziel. Endlich ist er Gott gleich. Empört stellt der aufgeklärte Bürger Marx dieser Anmaßung die Arbeiterklasse als das wahre historische Subjekt entgegen. Bis zu dieser Vergottung der Geschichte schwang die bürgerliche Epoche sich auf, dann endete sie, im Westen mit Hitler, den die Vorsehung, im Osten mit Stalin, den die Weltrevolution gesandt hatte.

Die Zeit danach, die heutige, die nachbürgerliche, kann es, will sie nicht an den alten tödlichen Werten zugrunde gehen, im besten Fall mit einem pragmatischen Nihilismus probieren. Der verlangt nicht, daß die Welt nicht verändert wird. Er verlangt nur, sie illusionslos zu betrachten, ihren materiellen und geistigen Bestand zu sezieren, ohne sie vorschnell zu erklären und zur Weltanschauung herabzuwürdigen.

Dagegen stehen die Bedürfnisse jener, die mit schönem Schein versorgt werden wollen. Für sie, welche die Wirklichkeit, auch die eigene, fortwährend idealisieren, um sie zu ertragen und um sich selbst zu ertragen, schafft die Medienindustrie eine Welt voll vertrauter alter Bilder. Der Krieg ist so ein Märchenbild.

Wenn am Beginn einer bewaffneten Auseinandersetzung bereits feststeht, wie sie endet, ist es fragwürdig, sie als Krieg zu bezeichnen. Man übersieht das historisch Neue: Was Krieg genannt wird, ist in Wirklichkeit eine Polizeiaktion mit militärischen Mitteln. Eine Berichterstattung, die von den alten falschen Begriffen nicht loskommt, romantisiert die Realität maßlos. Von Schlachten wird halluziniert, die dann nicht stattfinden, von Divisionen, die sich einer Entscheidungsschlacht stellen, dann aber nicht auffindbar sind, nicht zu reden von den jahrelangen Straßenkämpfen, die nach ein paar Tagen vorbei sind. Noch nie ist die hysterische Kriegsgeilheit von der Wirklichkeit derart im Stich gelassen worden.

Nach der Erfahrung in Vietnam führen die USA keine Kriege mehr. Sie regeln mit einer militärisch bestens ausgerüsteten Polizei den internationalen Geschäftsverkehr, selbstverständlich zu ihren Gunsten. Voraussetzung ist eine ökonomische und militärische Übermacht auch gegenüber mächtigen Staaten. Diese Dominanz macht die europäischen Verlierer rasend vor Wut. Deutschland, das sich schon wieder als Führer sah, diesmal an der Spitze einer europäischen Gegenmacht zu den USA, muß wieder von vorn anfangen. Und dasjenige Österreich, das geistig immer noch angeschlossen ist, formiert sich zur bewährten Allianz von linken Kunstgewerblern, antiisrealischen Katholiken, antisemitischen Deutschnationalen und erstarrt zu einer Pose moralischer Empörung.

Chefposeur ist der grüne Abgeordnete Pilz. Er predigt den »Bruch mit den USA«. Dieser Politik hing schon einmal ein Österreicher nach. Er amtierte zuerst in einem Wiener Männerheim, dann in der Berliner Reichskanzlei. Pilz, der es in die Reichskanzlei nicht schafft, da er das Männerheim übersprang, sitzt im österreichischen Parlament und wütet von hier als

der mutigste aller Schreibtischtäter, indem er seine Freunde in der Berliner Regierung aufhetzt, wozu sie ohnedies entschlossen, aber noch nicht in der Lage sind.

Die USA werden das verkraften, Israel nicht. Die arabischen Länder, zusammen mit einer Militärmacht Europa, werden sich auf nichts so schnell einigen wie auf eine antiisraelische, letztlich antisemitische Position. Diese Bedrohung ist vorhersehbar. Wenn sie noch abwendbar ist, dann jetzt.

Der Einmarsch der USA in den Irak, ein Signal einerseits an Europa, andrerseits an arabische Länder, kann politisch das Ziel haben, endlich eine Lösung des Konflikts im Nahen Osten zu finden. Israels Übermacht in der Region reicht nicht aus, um mit dem Problem, das immerhin ein Existenzproblem ist, fertigzuwerden. Wenn auch die Übermacht der USA nichts bewirken kann, droht der Terror geschichtsmächtig zu werden und Israel zu zermürben.

Die heutige Lage der Welt ist mit nichts in der Geschichte zu vergleichen, denn noch nie resultierte Macht ausschließlich aus der Wirtschaft. Die materiellen Verhältnisse sind identisch mit den gesellschaftlichen. Sie dringen ein in das Geistige und Seelische und befehlen auch das Immaterielle hinaus auf den einzigen Ort, der noch zählt, auf den Markt. Was einmal als das Innerste des Menschen galt, ist heute eine Ware wie jede andere.

Dazu ist es gekommen, weil der Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg eine Produktivität hervorbrachte, welche die Vorstellungskraft auch des Kapitalisten überstieg, alles in den Produktionsprozeß hineinriß und so auch die bürgerliche Gesellschaft demolierte. Deren Liebkind, der klassische Überbau, wo man sich in Politik, Jurisprudenz, Wissenschaft und Kultur üben durfte, existiert im besten Fall als Diener, gewöhnlich als Anhängsel der Wirtschaft.

Dem Militär ergeht es nicht besser als der Politik. Seit nicht mehr der Krieg den Fortgang der Geschichte bestimmt, sondern die Industrie, existiert das Militär vor allem als Rüstungsindustrie, und diese macht, wenn eine Gesellschaft wie die USA sich hochrüstet, nur einen Bruchteil dessen aus, was insgesamt erwirtschaftet wird. Die Wirklichkeit ist trivial wie noch nie. Die Berichterstattung, entstanden aus Sensationsgier, steht vor dem Nichts. Deshalb nimmt sich das politische Palaver, das um dieses Nichts kreist, derart absurd aus. Jeder möchte Recht behalten, niemand aber merkt, daß es darauf nicht mehr ankommt. Das wenigstens sollte man bedenken.

Michael Scharang schrieb in KONKRET 2/03 über Marcel Reich-Ranickis Musil-Verriß

Konkret 05/03, S. 25

Michael Hahn

Kurzes Jahrhundert

Wie lange dauert(e) die amerikanische Weltherrschaft? Einige Antworten aus den Neuerscheinungen des Frühjahrs.

Bill Emmott: 1917 bis (mindestens) 2033. Die USA sind der erste wohlwollende Hegemon der Weltgeschichte. Sie handeln nicht nur zum eigenen Vorteil, sondern als »Garant für Sicherheit, Vertrauen und Stabilität«, also für die weltweite Ausbreitung des Kapitalismus. So sieht es Bill Emmott, der Chefredakteur des britischen Wochenmagazins »Economist«. Er räumt zwar ein, daß der Kapitalismus notwendigerweise Ungleichheit, Armut und Umweltzerstörung mit sich bringt, aber es gebe nun mal »keine Alternativmodelle«. Emmott: »Der Kapitalismus (wird) im 21. Jahrhundert schlicht eine Gegebenheit sein.« Und weil die Alternativen gescheitert sind, ist das Jahr 1917 im Rückblick nicht wegen der Oktoberrevolution von Bedeutung, sondern wegen des Eintritts der USA in den Ersten Weltkrieg. Denn das »Hauptmotiv« des 20. Jahrhunderts sei die »Ablösung Großbritanniens durch die Vereinigten Staaten« gewesen. Und das ist aus der Sicht des britischen Journalisten auch gut so.

Fraglich ist lediglich, »ob die Dominanz Amerikas nur noch 30 Jahre oder ein weiteres Jahrhundert und länger andauern wird«. Die möglichen Gegenkräfte (China, Japan, Europa, Terrorismus) hakt Emmott der Reihe nach ab. So sei die EU zwar ökonomisch den USA durchaus ebenbürtig, aber wegen ihrer »ständigen Flickschusterei« kaum ein politisch ernstzunehmender Konkurrent für die Weltmacht.

M**ohssen Massarrat: 1979 bis 2002.** Für den Osnabrücker Politikwissenschaftler gibt es keinen Zweifel: »Es geht um die absolute Weltherrschaft.« An deren Spitze steht die Bush-Regierung, die »eine von Machthunger, Öldurst und fundamentalistischer Rechthaberei getriebene Machtelite« repräsentiert. Diese »unilaterale Weltordnung« (gemeint ist: unipolar) reicht aber schon länger zurück. Begonnen hat sie, laut Massarrat, spätestens mit dem »Nachrüstungsbeschluß« der Nato 1979 (aufgrund dessen die USA mehrere hundert atomar bestückte Mittelstreckenraketen in Westeuropa stationierten). Damals wurde die BRD »in eine atomare Zielscheibe der Sowjetunion verwandelt und so auch indirekt zur Geisel der USA«, schrieb Massarrat 1981. Seinen 22 Jahre alten Aufsatz über die »US-Hegemonialpolitik« hat der den Grünen nahestehende Politologe in sein neues Buch aufgenommen. Im aktuellen Teil beschreibt Massarrat unter anderem die »wahren Motive der US-Irak-Politik«. An erster Stelle steht ein »weltweites Billig-Ölpreis-Regime«. Außerdem wollen die USA »in den Besitz der ›Ölwaffe‹ gelangen, die sie gegen alle ihre ökonomischen und politischen Rivalen nach Belieben einsetzen können«.

Doch der Anfang vom Ende der US-Weltherrschaft ist bereits gekommen. Noch vor wenigen Jahren hat einer dieser Rivalen, nämlich Europa »durch seine vasallenhafte Unterstützung der US-Kriege auf dem Balkan ... dem US-Unilateralismus den Weg bereitet. Bundeskanzler Schröder scheint diesen historischen Fehler inzwischen begriffen zu haben und auch seit dem Sommer 2002 zu spüren, wohin die Reise gehen soll.« Nur Außenminister Fischer hält idiotischerweise weiter am Bündnis mit den USA fest. Dagegen müsse Europa eine »Friedensmacht« aufbauen und sich »dabei auf die eigenen, moralische Kraft und Frieden stiftenden Ressourcen stützen«. Als ersten Schritt sollte die EU eine Art Helsinki-Konferenz für den Nahen Osten einberufen, denn, so der gebürtige Iraner: »Durch den deutsch-französischen Schulterschluß gegen den Irakkrieg stieg das Ansehen der EU weltweit und vor allem in der arabisch-islamischen Welt beträchtlich.« Massarrats Ziel ist »letztlich« eine »Durchbrechung von gegenwärtig bestehenden unheiligen Allianzen zwischen Leistung und Reichtum, zwischen produktiver Arbeit und einem auf vererbtem Besitz größeren Vermögens beruhenden Schmarotzertum«. Das will man dann doch lieber nicht weiterdenken und wechselt schnell zum nächsten Buch:

P**eter Pilz: ?? bis 1999.** So richtig kann sich der »Sicherheitsexperte« der österreichischen Grünen nicht entscheiden. Einerseits waren die USA irgendwie schon immer auf dem Dominanz-Trip, während andererseits ihre Weltherrschaft mit dem Ende des Kalten Krieges begann, allerdings irgendwie konterkariert durch den noch multilateral orientierten Präsidenten Bush Senior und den lavierenden Clinton. Doch mit Bush Junior hat definitiv »das Reich«(!) samt »Blitzkrieg«(!) begonnen. Im Irak geht es den USA um »klassische imperiale Interessen« – anders als etwa in Somalia und auf dem Balkan (»das Öl kommt dort von den Olivenbäumen«). Pilz: »Im Kosovo entschieden sich die USA erst nach dem Massaker von Racak für die Intervention. In die Kriege um Öl und Stützpunkte ziehen die USA von selbst. In die Kriege gegen Völkermord und für das Überleben der Menschen müssen sie hineingezogen werden.«

Doch auch für Pilz ist die Rettung nah, da die US-Weltherrschaft irgendwie bereits obsolet geworden ist, bevor sie sich etablieren konnte. 1999 hat die EU ein gemeinsames, 60.000 Mann starkes Eurokorps beschlossen und so »einen Anfang gemacht« (auch wenn noch einige Jahre vergehen dürften, bis diese Armee die USA in irgendwelche Kriege

»hineinziehen« kann). Im Stakkato spricht der Österreicher offen aus, was seine deutschen Parteifreunde bisher allenfalls hinter vorgehaltener Hand sagen: »Der Schlüssel zur neuen europäischen Rolle liegt in Deutschland. Das nordatlantische Scharnier ist gebrochen. Die Trennung hat begonnen ... Zum ersten Mal spüren beide Seiten, daß die Nachkriegszeit zu Ende ist.«

J**ean Ziegler: 1991 bis 1999.** Nachkriegszeit? »Für die Menschen der Dritten Welt ist der ›Dritte Weltkrieg‹ in vollem Gange.« Die »enormen Hoffnungen« nach der Implosion der Sowjetunion 1991 wurden enttäuscht, meint der Schweizer Soziologe und Sozialdemokrat. Anstatt »eine neue, globale Gesellschaft« unter Federführung der Uno zu organisieren, »haben die Gebieter des Kapitals auf die militärische Schlagkraft der amerikanischen Supermacht gesetzt ... Mit ihrer Entscheidung für das amerikanische Imperium und gegen die planetarische Demokratie haben die Gebieter der Welt die Menschheit um mehrere Jahrhunderte zurückgeworfen.« Wortgewaltig, mit vielen Beispielen (und zahlreichen Wiederholungen) schildert Ziegler die täglichen Verbrechen des »Dschungelkapitalismus«. Aufgemerkt: Das Problem ist nicht der Kapitalismus als solcher. Das Problem sind die gewissenlosen »Beutejäger«, »gierige und zynische Spekulanten«.

Die Alternative sieht Ziegler nicht in einer aufgerüsteten EU, sondern in einer »neuen planetarischen Zivilgesellschaft«. Die habe sich zum ersten Mal bei den Protesten von Seattle 1999 manifestiert, als breites, dezentrales Bündnis von Arbeitern, Bauern, Frauen, Indigenen, Umweltbewegungen und Nichtregierungsorganisationen (»Multitude« würden andere wohl dazu sagen). Diese Zivilgesellschaft ist beseelt vom »Prinzip Großmut«, von »Transzendenz« und dem »Recht auf Leben«, und sie kämpft für »postnationale Demokratie« und »partielle (!?) Umverteilung«.

R**obert Kagan: 1992 bis ??.** Die Ära der postnationalen Demokratie ist bereits angebrochen, nämlich in Europa, das sich von der traditionellen Machtpolitik verabschiedet hat und nun in einem »postmodernen Paradies« mit ziviler Konfliktaustragung und multilateralen Strukturen lebt. Deswegen hält Kagan Europa für »ohnmächtig«, während die USA sich ohne Gewissensbisse auf ihre militärische Stärke verlassen. Anders als erwartet hat die europäische Integration (konkret: der Vertrag von Maastricht 1992) »nicht zum Aufstieg Europas zu einer Supermacht (geführt), sondern zu einem weiteren Abstieg, was Europas relative militärische Schwäche gegenüber den USA anging«.

Kagan gehört zu der erklecklichen Anzahl neokonservativer Autoren in den USA, die sich trotz ihrer großspurigen Wortwahl (à la »Projekt für das neue amerikanische Jahrhundert«) schon seit Jahren um die Zukunft der US-Weltmacht sorgen. Im vergangenen Juni veröffentlichte er den vielzitierten Aufsatz »Power and Weakness« (www.policyreview.

org), den er jetzt leicht überarbeitet recycelt hat. Das prägnanteste Zitat (»die Amerikaner kommen vom Mars und die Europäer von der Venus«) fehlt allerdings in der Buchversion. Daß Peter Strucks Venus-Wehr deutsche Interessen neuerdings »auch am Hindukusch verteidigt«, scheint Kagan nicht weiter zu irritieren. Aber im Unterschied zu manchen Friedensfreunden hat er etwa die Absicht der deutschen Irak-Politik gut erkannt: Die Europäer möchten »dem amerikanischen Unilateralismus ... durch Institutionen wie die Vereinten Nationen Zügel anlegen. Wer nicht einseitig agieren kann, wünscht sich naturgemäß einen Mechanismus zur Kontrolle derjenigen, die dies können.«

Ein Ende der »amerikanischen Weltordnung« ist für Kagan nicht abzusehen. Die USA können mit der wachsenden nordatlantischen Spaltung durchaus leben, auch wenn ihnen etwas mehr Gelassenheit gegenüber dem europäischen Gemecker gut anstünde. Schließlich, und da wird der neokonservative »Realist« am Ende doch zum Idealisten, »besitzen die USA und Europa einen gemeinsamen westlichen Wertekanon. Ihre Ziele für die Menschheit sind weitgehend identisch.« Amen.

E**mmanuel Todd: 1998 / 1995.** Die Macht der USA wird in der Regel überschätzt, meint dagegen der französische Anthropologe Todd, dessen »Nachruf« auf die USA beiderseits des Rheins zum Bestseller geworden ist. Nach dem Ende des Kalten Krieges zog sich die US-Regierung zunächst aus ihrer Weltmachtrolle zurück. Doch dieser Rückzug ist »Zug um Zug gescheitert«. Das große Problem der USA ist ihre Weltmarktabhängigkeit. Ohne ihren riesigen Waren- und Kapitalimport würde die US-Wirtschaft (»eine Art Schwarzes Loch«, das viel mehr konsumiert als selbst produziert) sofort zusammenbrechen. Als nach 1997 das Außenhandelsdefizit sprunghaft anstieg, wurde sich »Amerika seiner wachsenden wirtschaftlichen Verwundbarkeit bewußt« und leitete 1998 eine massive »Remilitarisierung« ein. Doch auch das riesige Rüstungsarsenal hilft nicht weiter: »Man verhängt Embargos über Länder, die sich nicht wehren können, man wirft Bomben auf unbedeutende Armeen.«

Deswegen war das amerikanische Imperium passé, bevor es überhaupt begonnen hat. Todd: »Das entscheidende Jahr war dabei weniger 1990 als vielmehr 1995.« Damals stand Rußland kurz vor dem völligen Zusammenbruch, ökonomisch und als Föderation. »Es sah so aus, als würde der alte strategische Gegner der Amerikaner schlicht und einfach verschwinden.« Doch aus welchen Gründen auch immer verpaßten die USA die Gelegenheit zum Todesstoß, und seither habe sich Rußland

wieder aufgerappelt. Jetzt ist es zu spät: Rußland orientiere sich mittlerweile an der EU, und dieses »Eurasien« sei der neue globale Widerpart der USA. Wenn sich eines Tages dann auch Großbritannien der neuen Achse noch anschließt, dann wird dies »der amerikanischen Hegemonie den Gnadenstoß« versetzen.

Man muß Todds Faible für den »rheinischen Kapitalismus« und seine Forderung, daß Europa »seine nukleare Schlagkraft erhöht« ebensowenig teilen wie seine »anthropologischen Codes« (Familienstrukturen), seine Hinweise auf männliche »Kastrationsängste« (wegen der relativ starken Stellung amerikanischer Frauen) und seine Zuversicht, daß der weltweite Rückgang von Analphabetismus und Geburtenzahlen zwangsläufig überall zu mehr Demokratie und Wohlstand führen wird. Trotzdem ist das billigste der hier vorgestellten Bücher sicher auch das interessanteste. Im Vergleich zum Eifer der Amerikahasser und zur Wichtigtuerei der Politikberater à la Kagan gefällt Todds französische Gelassenheit: »Wenn Amerika weiter darauf beharrt, seine Allmacht zu demonstrieren, wird es schließlich der Welt nur seine Ohnmacht enthüllen.« In einer multipolaren Welt, so glaubt Todd, »wird der Frieden dann sicherer sein«. Hoffen wir mal, daß er auch damit recht behält. Und daß Bill Emmotts Zuversicht enttäuscht wird, der Kapitalismus werde »eine Gegebenheit« bleiben.

Literatur:

Bill Emmott: Vision 20/21 – die Weltordnung des 21. Jahrhunderts. Fischer, Frankfurt/M. 2003, 361 Seiten, 24,90 Euro

Robert Kagan: Macht und Ohnmacht – Amerika und Europa in der neuen Weltordnung. Siedler, Berlin 2003, 127 Seiten, 16 Euro

Mohssen Massarrat: Amerikas Weltordnung – Hegemonie und Kriege um Öl. VSA, Hamburg 2003, 183 Seiten, 14,80 Euro

Peter Pilz: Mit Gott gegen alle – Amerikas Kampf um die Weltherrschaft. DVA, Stuttgart/München 2003, 287 Seiten, 22,90 Euro

Emmanuel Todd: Weltmacht USA – ein Nachruf. Piper, München 2003, 265 Seiten, 13 Euro

Jean Ziegler: Die neuen Herrscher der Welt und ihre globalen Widersacher. Bertelsmann, München 2003, 318 Seiten, 22,90 Euro

---

Michael Hahn schrieb in KONKRET 3/03 über die deutsche Friedenspropaganda gegen die USA

Konkret 05/03, S. 28

Wertkritische Kommunisten

Zu Protokoll

Robert Kurz, Redakteur der Zeitschrift □ Krisis□ , hat □ anläßlich□ des Kongresses □ Spiel ohne Grenzen□ , der unter Mitwirk von □ Jungle World□ , □ 17 Grad□ , □ Phase 2□ , □ iz3w□ und KONKRET vom AstA der Uni München veranstaltet wird, unter Titel □ Das Spiel ist aus□ einen Aufruf gegen □ antideutsche Kriegshetzer, Globalisierungsleugner, Altstalinisten und nützliche Idioten□ verfaßt. Eine ihm bis dahin nahestehende Gruppe □ Wertkritischer Kommunisten□ aus Leipzig hat ihren Mentor zurechtgewiesen. KONKRET dokumentiert die (jeweils

aufs Wesentliche gekürzten) Beiträge:

Man sollte meinen, es sei eine schiere Selbstverständlichkeit, daß die radikale Linke konsequent und geschlossen gegen die imperiale Kriegstreiberei auftritt. Weit gefehlt: Eine Bande von ideologischen Warlords, die sich den Anspruch der etwas anderen »kritischen Theorie« ergaunern möchte, bejubelt den Bombenhagel und fiebert mit der imperialen Soldateska ...

Anfang der neunziger Jahre erlebte die radikale Linke in der BRD die Geburt der sogenannten Antideutschen ... Die Stoßrichtung war von Anfang an klar: God bless America – mit den »guten« Westmächten für die »westlichen Werte« und bürgerlichen Ideale, gegen das Phantom eines »Vierten Reiches«. Die reale Globalisierung des Kapitals wurde strikt geleugnet, die neue Dimension imperialer Macht unter alleiniger Führung der USA ignoriert ...

Immer wieder Anti-Hitler-Koalition, egal worum es geht ...

Schon beim zweiten Golfkrieg 1991 outete sich ein Großteil der Antideutschen als »linke« Kriegshetzer. In grotesker Verbiegung der Tatsachen wurden das irakische Regime, die damalige Kohl-BRD und die Friedensbewegung unter das »Hitler«-Label subsumiert, um ... auf hunderttausend belanglose Dritte-Welt-Kadaver scheißen zu können. Schon damals mußte die infame Lüge herhalten, Israel sei durch ein paar vorsintflutliche Scud-Raketen in seiner Existenz gefährdet ...

Zwölf Jahre ... dieselbe reaktionäre Linke ... ideologisches Schlesiertreffen ... skrupellose denunziatorische Hetze ... stalinistisch ... nützliche Idioten ... Schafherde zu machen ... Schmierenstück ... Kanalarbeiter des kriegsgeilen antideutschen Propagandablatts ... pubertäre Mitläufer.

Die sowieso halbseidene »Kriegsgegnerschaft« der Zeitschrift KONKRET und des vulgärmarxistischen Politkasper-Duos Trampert/Ebermann ist in Wirklichkeit keinen Pfifferling wert ... Ableger der US-Armeepostille »Stars and Stripes« ... Beweihräucherung ... unerträgliches Autorengespann ... penetrante Regelmäßigkeit ... vollsudeln ... bellizistisch kontaminierte Dampfplauderer ... denunziatorische Giftspritze ... Dummdreistigkeit ... Gespenst der fossilen altstalinistischen Münchner ML-Sekte ... schäumende propagandistische Denunziation ...

Die antideutschen Bußprediger haben schon früher die ökologische Frage zum faschistischen Gegenstand erklärt, nun wollen sie dasselbe mit der sozialen Frage machen ... nützliche Idioten ... leergefegte Köpfe ... proimperialer Bellizismus ... absurdes Konstrukt ... grotesk amalgamierte antideutsche Identität ... antideutsche Bellizisten ... Bündnisidioten ... deutscher Mief ...

Und so stellen sich ihnen die Millionen von Antikriegs- und Antiglobalisierungs-Demonstranten in New York und Washington (unter Beteiligung jüdischer Organisationen), in London und Madrid genauso wie die in Berlin als lauter identische Manifestationen desselben faschistisch-antisemitischen »deutschen« Bewußtseins dar. Klinischer Verfolgungswahn ... antideutsche Bellizisten ... nützliche Idioten ... proimperiale »linke« Killer-Intelligentsia ... denunziert ... antideutsche Kriegshetzer ... nützliche Bündnisidioten ...

Es gibt kein Zurück ... hinter die gesamtimperiale Machtstruktur der NATO unter alleiniger Führung der letzten Weltmacht USA ... antideutsche Nostalgiker ... Kollaborateure ... Bellizisten ... halluzinieren ... finsterste gesamtimperiale Kräfte ... haarsträubende logische, historische, sachliche Fehler und Widersprüche ... »Argumentation« ... Drohkulisse von ideologischen Identifikationsmustern ... lächerliche Konstrukte ... antideutsche Kriegshetzer ... nützliche Idioten ... maßlos denunzieren ... wahnhaftes Deutungsmuster ...

Die Notwendigkeit, das Existenzrecht des jüdischen Staates gegen die krude antizionistische Ideologie zu verteidigen (was überhaupt nichts mit einer akuten Existenzgefährdung Israels zu tun hat), verwandelt sich in eine militante Parteinahme für die rechte Likud-Regierung. Die linke und selbst die bloß liberale Opposition ebenso wie die Antikriegsbewegung in Israel werden von den Antideutschen genauso übel denunziert wie alle anderen. Auch hier stellen sie sich an die Seite der reaktionärsten rassistischen Kräfte, an die Seite der Rabin-Mörder und ihrer Hintermänner, und besitzen noch die Chuzpe, dies als die einzig legitime »Kritik des Antisemitismus« hinzustellen. Sie maßen sich überhaupt die Definitionsmacht über den antisemitischen Komplex an ...

Geltungssucht ... Wahn ... ideologischer Wahn ... Wahnsinn ... Realitätsverlust ... entmündigt ... antideutsche Claqueure des imperialen Massenmords ... Ekel ... moralisch und intellektuell derart versaut und verkommen ... Bellizisten ... nützliche Idioten ... triefende Impertinenz ... Maul aufreißen ... Zwangslesern ihrer Postillen ... Hardcore- und Softcore-Bellizisten ...

Seuche ... Duckmäuserei ... antideutsche ideelle Provinzdeppen ... Gespött ... Paralysierung ... Denunzianten ... selbsternannte antideutsche Lynch- und Femegerichte ... Paranoia-Politiker ... erstickend ...

Aber es gibt auch Zeichen der Hoffnung, zum Beispiel den bundesweiten Schulstreik gegen den Krieg. Vielleicht sehen wir die ersten Lebenszeichen einer neuen Bewegungsgeneration ...

Wandelnde Leichen ... anachronistischer Vulgärmarxismus ... den Sarg, in den sie von Rechts wegen hineingehören.

Für die kritische Solidarität mit der Antikriegsbewegung und den Bewegungen gegen die kapitalistische Globalisierung hier und überall auf der Welt, für die neue transnationale Solidarität von unten, für die Solidarität mit den jüdischen Antikriegsdemonstranten von New York und mit der gesamten Oppositionsbewegung in den USA, mit der israelischen Linken, mit den Millionen von Demonstranten in London, Paris, Rom, Madrid, Berlin!

Gezeichnet: Robert Kurz. Und hier die Antwort der Wertkritischen Kommunisten Leipzig:

Worum geht es? Robert Kurz, prominentes Redaktionsmitglied der Zeitschrift »Krisis« sieht rot … Er kenne keine Parteien mehr – nur noch Antideutsche. Die Zeitschriften »Incipito«, »Phase 2« und KONKRET, zahlreiche Antifagruppen, die PDS Bayern, der Kriegsgegner Hermann L. Gremliza, die Gruppe Demontage, der Computerblödian Boris Gröndahl und die schwer gestörte PoMo-Tante Katja Diefenbach sind für ihn lediglich publizistische Handlanger der antideutschen, sagen wir besser: antiislamischen Zeitschrift »Bahamas«.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Wir empfinden den Bellizismus der Antideutschen als schwer erträglich, wir beziehen eine eindeutige Antikriegsposition, wir lehnen es ab, Demokratie und sogenannte »westliche Werte« mit Bombergeschwadern den Kaschmauken, die angeblich noch »archaischen Verhältnissen« verhaftet seien, einzubleuen. Auch uns machen die Massen der blöden Nachplapperer von »Sherry statt Scharia« Angst, die den Geldbollo-Spruch »Eure Armut kotzt uns an« mit kommunistisch-ideologiekritischer Phraseologie einkleiden und ihn denkfaulen Post-Popantifas, die eben in ihrer dreizehnten Sinnkrise angekommen sind, als neuesten Schrei der Gesellschaftskritik andrehen wollen.

Allerdings sollen ebenso keine Mißverständnisse über folgendes aufkommen:

1. Wenn wir die Wahl zwischen Deutschland und Amerika hätten, wählten wir Amerika. Das wäre nämlich nicht die Wahl zwischen Pest und Cholera, sondern die zwischen Pocken und Grippe. – Haben wir aber nicht. In der globalen Endkrise des Kapitals ziehen sich alle ideologischen Gegensätze wieder auf einen Punkt zusammen. Doch an dem entsteht nicht ein entspanntes Gemeinwesen mit Kaugummi, Coke und sozialem Netz, sondern ein totalitäres mit paranoiden Protestanten, Arbeitszwang und Karl Moik als erstem Cowboy, im Musikantenstadl mit texanischen Farmern schunkelnd.

2. Wer, wie Robert Kurz, sich als Opfer einer antideutschen Verschwörung halluziniert, hat nichts begriffen. Wer alle sich links nennenden Zeitschriften (ausgenommen das antizionistische Hetzblatt für den ungepflegten Nationalbolschewisten, die »junge Welt« nämlich) als Vorfeldorgane antideutscher Kriegshetzerei und deren Debatten als Scheingefechte entlarven zu müssen glaubt, dem hat die Krise des kritischen Denkens eine breite Schneise in die Analyse geschlagen … Wir können die »zur Schafherde degradierten radikalen Linken, die sich von den antideutschen Claqueuren des imperialen Massenmords überall hintreiben« lassen, nirgendwo entdecken. Vielmehr macht die Linke das, was sie immer gemacht hat – Bewegung. Sie malt fleißig Transpis gegen Israel, propagiert die proletarische Weltrevolution, sitzt gegen Atomkraft auf Schienen rum oder berechnet die angebrachte Höhe der Tobin-Steuer.

3. Wer kritische Distanz zur antisemitisch durchtränkten Friedensbewegung hält, muß kein Softcore-Bellizist und auch kein Vor- oder Nachbeter der Gemeinde um Yussuf Wertmullah sein, sondern ist unter Umständen ein wertkritischer Kriegsgegner, der nun mal nicht Bewegung um jeden Preis will.

4. Wir halten Schülerdemos gegen den Krieg nicht für eine unverbrauchte Bewegung, an deren Potentialen anzusetzen sei. Wer angesichts der wütenden antisemitischen Reaktionen bei der vergangenen Demonstration »Gegen Krieg, Antiamerikanismus und ›deutsche Wege‹« noch eine »offene« Entwicklungsrichtung der Bewegung sieht, an dem geht die Realität vorbei …

6. Antideutsche machen meistens Blödsinn … Wenn Antideutsche deutschen Friedenswilligen eine Israelfahne entgegen halten, machen sie mal was Richtiges.

7. Unbedingte Solidarität mit Israel heißt weder unbedingte Solidarität mit Sharons Likud, noch unbedingte Solidarität mit der israelischen Linken. Diese ist, im Gegensatz zum Likud, sehr heterogen. Wie auf der ganzen Welt, gilt auch in Israel, daß das Label »links« keineswegs schon eine emanzipatorische Richtung anzeigt. Wer wie Robert Kurz auch nach fünf Texten mit immer der gleichen Bemerkung immer noch nicht angeben kann, wen er denn außer dem durchgedrehten Uri Avnery und der Möllemann-Unterstützerin Felicia Langer zur von Antideutschen beschimpften israelischen Friedensbewegung rechnet, wer nicht eine Stelle benennt, an der Antideutsche die israelische säkulare Opposition »heruntergemacht« hätten (Moshe Zuckermann wird gerade vom »Bahamas«-Vorfeldorgan KONKRET verlegt), dem geht

es nicht um die Kritik an deren manchmal äffisch-identitärer Israelbegeisterung, sondern um eine alberne Retourkutsche mittels Autoritätsbeweis.

8. Weder hat Robert Kurz Tel Aviv bombardieren lassen, noch ist die »Bahamas« eine »Killer-Intelligentsia«. Der eine schreibt in einer Zeitschrift, die anderen schreiben in einer Zeitschrift. Todesurteile dürfen beide nicht unterschreiben, für die Organisation von Söldnercamps sind beide nicht verantwortlich, beiden ist die Lizenz zum Töten versagt geblieben …

Wir möchten uns keinem Theoretiker anschließen, den die Krisenwirklichkeit derart brachial überrollt, daß er sich ins Bewegungshopping der siebziger Jahre zurückhalluziniert.

Robert Kurz, der die wertkritische Debatte gegen jeden arbeiterbewegungsmarxistischen Praxisfetischismus und jede pseudo-ideologiekritische Verflachung vorangetrieben hat, verdient ernstgenommen zu werden … Das heißt für uns: Wir verweigern ihm, der Gruppe »Krisis« und der Redaktion »Streifzüge« die angemahnte Polarisierung. Wenn er einen »Schluß der ›Debatte‹ mit sämtlichen Hardcore- und Softcore-Bellizisten« fordert, werden wir diese Forderung mißachten …

Wer die vornehmste Aufgabe der Kritik heute darin sieht, jede, aber auch jede Aktion der letzten kapitalistischen Weltmacht, nämlich der USA, abzusegnen, wenn auch mit ungeheuren Bauchschmerzen (die »Grünen« nannten das beim Afghanistankrieg ja bekanntlich »innere Zerrissenheit«), der ist, so meinen wir, in einer denkbar schlechten Position, sich das Maul zu zerfetzen. Denn er hätte genügend mit der Aufarbeitung der eigenen Geschichte zu tun, also beispielsweise damit, wie es kommen konnte, daß eine anfangs schwer korrekte, gegen das deutsche Unwesen gerichtete Bewegung herunterkommen konnte auf das Niveau von einander im Koranstudium übertrumpfenden antiislamischen Sekten, die wieder und wieder für die Absegnung westlicher Schönheiten wie Fanta, Mißwahlen und Jeansläden die Kritische Theorie von Horkheimer und Adorno mißbrauchen.

So werden wir weder über das Stöckchen der Friedensbewegung noch über das der Antideutschen springen. Weder treiben uns die regressiven Friedensmassen in die Position der Bellizisten, noch die Antideutschen zur Montagsdemo mit Attac. Statt dessen werden wir weiter herumlavieren. Wenn das verbitterten Altlinken, egal aus welchem Stall sie nun kommen, nicht paßt, dann haben die ein Problem, nicht wir.

Wenn es Robert Kurz und seiner »Krisis« in der Gesellschaft arbeitsgeiler SPD'ler und bunt bemalter Glitzer-Teenies, die sich ihr letztes bißchen Verstand gegen den »Cowboy Bush« aus dem Leib brüllen, besser gefällt – bitte schön, ihre Entscheidung. Uns ist das peinlich.

In diesem Sinne: Gegen Krieg und deutschen Frieden

Konkret 05/03, S. 30

Stefan Frank

Hart, aber fair!

Gegen die Nörgelei mancher Gewerkschafter formiert sich eine große Burgfriedensbewegung, um die in guter sozialdemokratischer Tradition stehende Reformpolitik der Bundesregierung zu unterstützen.

Gregor Gysi ist zwar nicht mehr Vorsitzender der für Sozialisten-Bekämpfung zuständigen Organisation, aber der Kampf geht weiter. Der »Magdeburger Volksstimme« verriet er, wo Stalin sich gerade versteckt hält: »Die Strukturkonservativen sitzen zur Zeit auch bei den Gewerkschaften.« Tapfer greift der unsympathische Berliner »die Traditionalisten« an, die immer noch »ihre Erbhöfe« verteidigen, und schildert ergreifend, wie er einmal mehr Opfer des stalinistischen Terrors wurde: »Ich habe es als Senator in Berlin hautnah erlebt, wie kompromißlos sich Gewerkschafter verhalten, wenn es darum geht, Lohnerhöhungen für die Arbeitsplatzbesitzer durchzusetzen, auch wenn sich ein Arbeitgeber dies gar nicht leisten kann.«

Auch der Kanzler hat trotz des Krieges nicht vergessen, daß der Hauptfeind im eigenen Land steht: »Den Konflikt mit den Gewerkschaften nehme ich in Kauf«, sagt Schröder, ohne dabei Angst vor den durch ihre brutale Kampfweise berüchtigten Elite-Einheiten der Gewerkschaften (»Fedajin Lafontaine«, »ver.di«) zu verraten. Auch davor, daß sie möglicherweise Trillerpfeifen und Rasseln einsetzen könnten, fürchtet sich der Kanzler angeblich nicht.

In seiner »Grundsatzrede« vom 14. März gab es zwei Themen: den Krieg im Irak und das, was man in sozialdemokratischer Sprache »Umbau des Sozialstaates« nennt. Der Krieg sei »die Chance«, »weitere Opfer von der Bevölkerung einzufordern«, instruierte Chefredakteur Bernd Ziesemer im »Handelsblatt« (24.3.03) die Regierung und bemängelte, daß in des Kanzlers Rede »die rhetorische Brücke zwischen außenpolitischen Herausforderungen und wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten« gefehlt habe.

Vielleicht kann der im Brückenbau erfahrene Johannes Rau eine errichten. Ende März hatte er in dem für evangelische Christen maßgeblichen Fernsehsender N-TV dem US-Präsidenten eine falsche Bibelauslegung vorgeworfen, seitdem schwelt zwischen Deutschland und den USA ein Religionsstreit. Daher ist der Bundespräsident noch unschlüssig, worüber er am 19. Mai in der traditionellen Ruck-Rede im Hotel Adlon predigen soll: eher über »internationale Beziehungen« oder lieber über »Reformpolitik«? Da kommt die Idee mit der Brücke gerade recht.

Auch bei einem Treffen zwischen Schröder und evangelischen Kirchenfürsten am 31. März ging es um die zwei Themen »Irak« und – so stand es wirklich in der Presseerklärung der EKD – »Reformbedarf für die Überlebensfähigkeit der sozialen Sicherungssysteme«. Schröder wurde von den Christen »ermutigt«, »die eingeleiteten Reformschritte konsequent weiterzuverfolgen«.

Im Gegensatz zu Bush steht die evangelische Kirche dabei theologisch auf festem Boden, unmißverständlich werden im *Neuen Testament* die Grundzüge reformorientierter Sozialpolitik dargelegt: »Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern« (Matth. 25, 29f.).

Konsequente Reformschritte gibt es bereits in der Bundesanstalt für Arbeit: Jugendliche mit schwerer Behinderung, die sich um eine Ausbildung in einer Behindertenwerkstatt beworben haben, bekommen in diesen Tagen Ablehnungsbescheide. Die Bundesanstalt müsse »ihre Förderstrategie bei behinderten Menschen überprüfen«, heißt es in einer Pressemitteilung.

Weitere Punkte des sozial ausgewogenen Programms: Das Krankengeld soll künftig allein von den Arbeitnehmern finanziert werden, sie werden schließlich auch viel häufiger krank. Um Anreize zur Gesundheit zu schaffen, müssen Kranke noch mehr selbst bezahlen. Den Arbeitslosen wird geholfen, »Beschäftigung zu finden«, indem sie zum Suchen animiert und Entlassungen erleichtert werden (jede Entlassung ist potentiell ein neuer Arbeitsplatz). Die Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes wird auf zwölf Monate beschränkt, für über fünfundfünfzigjährige Arbeitslose auf 18 Monate. Die Arbeitslosenhilfe wird abgeschafft, die Sozialhilfe dafür aber gekürzt. Da bei der Sozialhilfe eigenes Vermögen und Einkommen von Familienmitgliedern angerechnet werden, wird dem Arbeitslosen Gelegenheit gegeben, alle Ersparnisse aufzubrauchen, bevor er (vielleicht) in den Genuß der üppigen Sozialhilfe kommt. Das Beschäftigungshemmnis (vormals: »Kündigungsschutz«) wird abgebaut. Kleinbetriebe sollen eine unbegrenzte Zahl von Neueinstellungen mit befristeten Arbeitsverträgen vornehmen können. »Clement erklärte auf Nachfrage, theoretisch könnte es den Kleinstbetrieben durch eine solche Neuregelung möglich werden, hunderte befristete Einstellungen vorzunehmen« (»Handelsblatt«). Kleinstbetriebe werden so zu Großbetrieben und Millionen von Arbeitsplätzen geschaffen.

Somit wäre die Arbeitslosigkeit beseitigt – wenn die Arbeitslosen nicht so träge wären. Bald sollen sie sich nicht mehr vor der Arbeit drücken können, jede Beschäftigung ist zumutbar. »Überqualifiziert – das gibt es in Zukunft nicht mehr«, zitiert die »Berliner Zeitung« einen »führenden Sozialdemokraten«. Schröder: »Wer zumutbare Arbeit ablehnt – wir werden die

Zumutbarkeitskriterien verändern – , der wird mit Sanktionen rechnen müssen.« Da erscheint die Folter-Debatte in einem neuen Licht. »Arbeit, die bisher als unzumutbar abgelehnt wurde«, werde »künftig getan«, freut sich Cheerleader Ludwig Stiegler. Im Namen seiner Truppe fügt er hinzu, der linke Flügel der Fraktion habe begriffen, daß die Lohnnebenkosten in Deutschland zu hoch seien. »Der Lastesel Arbeit muß einfach zuviel tragen.« Was der Esel damit meint? Er meint: Der linke Flügel der Fraktion hat begriffen, daß die Profitrate zu niedrig ist. Das hat der rechte Flügel schon immer gesagt.

Wirtschaftsminister Clement schlug im Februar eine »Ausbildungs- und Beschäftigungsverpflichtung« vor, zunächst für Jugendliche unter 25 Jahren. Falls es keine betrieblichen Möglichkeiten gibt, Jugendlichen eine Ausbildung oder Arbeit zu ermöglichen, will Clement mit Städten und Gemeinden »über die Schaffung kommunaler Jobs sprechen«. Schon vor einigen Jahren hatte Oskar Lafontaine in seinem wirtschaftstheoretischen Hauptwerk *Keine Angst vor der Globalisierung* eine Arbeitspflicht gefordert: »Dann muß dem Staat aber zugestanden werden, diejenigen Bürger zur Arbeit zu verpflichten, die zwar von der Gesellschaft leben, ihr aber ihre Leistung verweigern wollen.«

Ein Bundesarbeitsdienst muß her. Warum er nötig ist, kann man in einer nun schon etwas älteren sozialdemokratischen Reformagenda nachlesen: »Ein Staat, der eine große Zahl von Arbeitslosen zu betreuen hat, muß die Schaffung von Notstandsarbeiten auch zur Prüfung des Arbeitswillens der Arbeitslosen ausnutzen ... Lehnt der Arbeitslose die Notstandsarbeit ohne triftigen Grund ab, so ist ihm die Unterstützung zu entziehen. So bilden die Notstandsarbeiten bei einer Massenarbeitslosigkeit ein Sieb, mittels dessen der Arbeitswille der Arbeitslosen zu prüfen ist« (*Grundlagen, Aufbau und Wirtschaftsordnung des Nationalsozialistischen Staates*. Herausgegeben von Dr. H.H. Lammers, Reichsminister und Chef der Reichskanzlei, Berlin 1937).

Natürlich geht es der Regierung nicht nur darum, Kosten einzusparen, vor allem möchte sie der Wirtschaft einen möglichst großen Niedrigstlohnsektor zur Verfügung stellen. Ziel sei es, so der Oberwirtschaftsweise Wolfgang Wiegard, »die Marktlöhne für gering Qualifizierte ins Rutschen zu bringen« (»Frankfurter Rundschau«).

Einer der größten Fans der Zwangsarbeit ist der nordrhein-westfälische Wirtschafts- und Arbeitsminister Schartau. Sein Vorbild ist Dänemark, wo schon 1994 von der damaligen sozialdemokratischen Regierung die »kommunale Aktivierung« eingeführt wurde. Aber die SPD kann in dieser Frage auch auf einen eigenen Erfahrungsschatz zurückgreifen. Euphorisch begrüßten Sozialdemokraten 1916 das »Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst«. »Der Zweck des vorliegenden Gesetzes soll sein die Auslösung der vollen Volkskraft im Dienste des Landes, im Dienste der Allgemeinheit. Soll dieser Zweck erreicht werden, so müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein. Einmal muß die große Masse unseres Volkes davon überzeugt sein, daß Deutschland sich in einem Verteidigungskrieg befindet.« So wie heute, wo die große Masse des Volkes davon überzeugt ist, daß die Bomben, die Bagdad treffen, eigentlich auf Dresden zielen. »Andererseits muß bei der großen Masse derjenigen, die zum vaterländischen Hilfsdienst herangezogen werden, auch das Wollen und die Willigkeit, ihre volle Arbeitskraft einzusetzen, herbeigeführt werden ... Deutschland befindet sich mehr als zu einem anderen Zeitpunkt in der Verteidigung (Sehr richtig! links) ... Diesen Opfermut aber wollen wir nicht nur erhalten, sondern wir wollen ihn durch die Kundgebung, die mit diesem Gesetz herbeigeführt werden soll, stärken, ihn heben, erneuern.«

Das sagte der SPD-Abgeordnete Legien in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember 1916. Wenn die baden-württembergische SPD-Landesvorsitzende Ute Vogt heute verlangt, die »Reformen« müßten »schmerzhaft« sein, meint sie dasselbe. Legiens Parteigenosse Dr. David nannte in der Sitzung vom 29. November 1916 die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht »eine Forderung der Sozialdemokratie, die noch im Gothaer Einigungsprogramm ausgesprochen worden« sei. Damals habe man sich die Sache zwar etwas anders vorgestellt, »aber immerhin verdient der Gedanke unterstrichen zu werden. Er geht davon aus, daß niemand das Recht habe, müßig zu gehen, sofern er arbeitsfähig ist; daß niemand in dieser Zeit größter Not das Recht habe, ohne Arbeit am Volkskörper zu schmarotzen, die Arbeit anderer zu genießen, ohne selber eine Gegenleistung dafür zu geben. Das ist ein sozialistischer Gedanke, und insofern kann man es ja begrüßen, daß dieser Gedanke marschiert.«

Wenn hier recht lange Passagen der beiden Reden zitiert werden, so geschieht dies, um den SPD-Abgeordneten die Arbeit etwas zu erleichtern. Sie brauchen sich bei der nächsten Dienstpflicht-Debatte im Reichstag nicht eigens neue Reden zu basteln, sondern können die ihrer Vorgänger vortragen (honorarfrei).

Dieter Hundt, der Präsident des Arbeitgeberverbandes, hat es schwer, den Vorschlägen der Regierung etwas hinzuzufügen. Da er aber aus psychologisch-strategischen Gründen niemals völlige Zufriedenheit zeigen darf, hat er sich auf die Schnelle noch etwas ausgedacht: Krankengeld, Unfallschutz und die Zahnbehandlung aus dem Leistungskatalog der Krankenkassen ausgliedern, Renten kürzen, Arbeitslosengeld grundsätzlich auf zwölf Monate, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen auf sechs Monate begrenzen. Die Rürup-Kommission wird nicht mehr gebraucht. Ob sie nun vorschlägt, das Rentenalter auf 67 Jahre anzuheben oder auf 76, niemand hört ihr mehr zu, denn was herauskommen soll, steht ja schon fest.

Im März trafen sich einige Gewerkschaftsfunktionäre mit Schröder zu einem dreistündigen Gespräch. Auf der Web-Seite des DGB erfuhr man, worum es dabei ging: »Der DGB-Vorsitzende Michael Sommer machte deutlich, daß die Gewerkschaften nicht nachvollziehen können, wie durch Kürzungen bei Arbeitslosengeld und -hilfe wirtschaftliche

Impulse für Wachstum und Beschäftigung entstehen sollen.« Der Kanzler wird geantwortet haben, daß es ihm völlig schnuppe ist, ob die Gewerkschaften das nachvollziehen. Dann sprach man über Privates. Die Schlagzeile über der Meldung des DGB faßt den Gesprächsverlauf so zusammen: »Hart, aber fair!«

Die Gewerkschaften reden von Protesten, versichern aber, daß sich diese weder gegen Schröder noch gegen die Regierung richten. Allerdings droht die IG-Metall mit einem »heißen Mai«. Was von dieser Ankündigung zu halten ist, mögen die Meteorologen entscheiden. Schröder holt vorsichtshalber schon einmal die leichte Sommerkleidung aus dem Schrank.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 5/03 über die Entwicklung des Goldpreises

Konkret 05/03, S. 32

KEIN SCHÖNER LAND - Der edelste Teil des Menschen

Wie der deutsche Schriftsteller Peter-Paul Zahl ausgebürgert wurde. Eine Dokumentation

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland

Kingston (Jamaika)

Gz: RK 512 SE Zahl

Kingston, den 19.09.2002

Herrn Peter-Paul Zahl

Betr.: Ihr Reisepaß Nr. xx

Sehr geehrter Herr Zahl,

wie der Botschaft Kingston erst kürzlich bekannt wurde, haben Sie im Jahre 1995 die jamaikanische Staatsbürgerschaft auf Antrag erworben. Bei einer persönlichen Vorsprache am 16.09.2002 mit dieser Information konfrontiert, haben Sie dies bestätigt.

Durch den Erwerb haben sie (!) automatisch zum Zeitpunkt des Erwerbs Ihre deutsche Staatsangehörigkeit verloren.

Gemäß § 1 Abs. 3 Paßgesetz darf ein deutscher Reisepaß nur Deutschen im Sinne des Artikel 116 Abs. 1 Grundgesetz ausgestellt und von diesen geführt werden.

Der von Ihnen zu Unrecht geführte Reisepaß ist somit gemäß § 12 PaßG einzuziehen.

Begründung:

Sie beantragten am 03.09.2002 den deutschen Reisepaß Nr. xx. Im Antrag beantworteten Sie die Frage: Haben Sie eine fremde Staatsangehörigkeit erworben oder beantragt? mit einem »Strich«. Dieser wurde als negative Antwort gewertet, gerade auch unter Bezug auf den schriftlichen Hinweis: »Diese vorstehenden Angaben entsprechen der Wahrheit. Mir ist bekannt, daß ich mich durch wissentlich falsche Angaben strafbar mache«, der von Ihnen unterschrieben wurde.

Sie haben nach eigenen Angaben bereits im Jahre 1995 die jamaikanische Staatsbürgerschaft erworben. Damit haben Sie automatisch Ihre deutsche Staatsangehörigkeit verloren. Dies ergibt sich aus § 25 Abs. 1 Staatsangehörigkeitsgesetz, wonach ein Deutscher seine Staatsangehörigkeit mit dem Erwerb einer ausländischen Staatsangehörigkeit verliert, wenn dieser Erwerb auf seinen Antrag hin erfolgt. Die deutsche Staatsangehörigkeit verliert nicht, wer vor dem Erwerb der ausländischen Staatsangehörigkeit auf seinen Antrag die schriftliche Genehmigung der zuständigen Behörde zur Beibehaltung seiner deutschen Staatsangehörigkeit erhalten hat. Auf Nachfrage führten Sie aus, daß Ihnen vor 1995 keine derartige sogenannte Beibehaltungsgenehmigung erteilt wurde. Ein entsprechender Antrag kann nun nicht mehr gestellt werden, da sie (!) nicht mehr über die deutsche Staatsangehörigkeit verfügen.

Die sofortige Vollziehung der Paßentziehung gemäß § 80 Abs. 2 Nr. 4 VwGO wird hiermit angeordnet. Das besondere öffentliche Interesse an der sofortigen Vollziehung besteht darin, daß nur durch sie sichergestellt werden kann, daß der Paß nicht weiterhin für Grenzübertritte genutzt wird.

Rechtbehelfsbelehrung:

Gegen diesen Bescheid kann innerhalb eines Monats nach Bekanntgabe Klage beim Verwaltungsgericht Berlin schriftlich oder zur Niederschrift des Urkundsbeamten der Geschäftsstelle erhoben werden. Die Klage muß den Kläger, den Beklagten (Bundesrepublik Deutschland) und den Gegenstand des Klagebegehrens bezeichnen. Sie soll einen bestimmten Antrag enthalten. Die zur Begründung dienenden Tatsachen und Beweismittel sollten angegeben werden, die angefochtene Verfügung soll in Urschrift oder in Abschrift beigefügt werden.

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag

Vera Westkämper

(Regierungsamtfrau)

***

Peter-Paul Zahl an das

Verwaltungsgericht Berlin

16. Oktober 2002

Betr.: Bescheid der Deutschen Botschaft in Kingston vom 19.09. 2002, mir übergeben am 23.09.02 – Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit und Abnahme meines Reisepasses Nr. xx

Sehr geehrte Damen und Herren,

gegen obigen Bescheid lege ich hiermit frist- und formgemäß Klage ein.

Begründung:

1. Ich wurde am 14.03.44 in Freiburg/

Breisgau als Sohn des juristischen Assessors Paul Zahn und seiner Frau Margarete Hildegard geboren, beide deutsche Staatsbürger. Ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft, bin in Ratingen an obiger Adresse gemeldet, bin beim Finanzamt Düsseldorf-Mettmann unbeschränkt einkommenssteuerpflichtig (Bescheid kann nachgereicht werden) und als Schriftsteller bei der Künstlersozialkasse gesetzlich sozialversichert, heiratete 1965 Urte Zahl-Wienen, wurde 1973 geschieden, heiratete Herlett Kennedy-Zahl 1986 und habe drei deutsche Kinder: Raoul, geb. 1969, Nadeschda, geb. 1971 und Djameela, geb. 1986.

2. Am 3.9.1999 erhielt ich von der deutschen Botschaft in Kingston meinen oben genannten Paß und habe oben genannte zwei Wohnsitze, zwischen denen ich berufsbedingt pendele.

3. 1986 erwarb ich ein Grundstück mit Häuschen in Long Bay Porland, Jamaika, wo ich z.T. mit meinen beiden in Jamaika geborenen Kindern wohne.

4. Ich bin deutscher Schriftsteller seit 1968, verfaßte etwa 30 Bücher, schrieb Theaterstücke, die auf deutschen Bühnen aufgeführt wurden, und bin im Verband Deutscher Schriftsteller und bei Verdi. Einige meiner Werke wurden übersetzt und erschienen in den Niederlanden, Dänemark, Frankreich, Japan, Griechenland. Im März 2002 erschien mein Roman *Der Domraub* im Deutschen Taschenbuchverlag, der den Einbruchsdiebstahl im Kölner Dom im Nov. 1975 zum Thema hat, und das Sachbuch *Jamaika*, das im C.H. Beck Verlag, München, erschien.

5. Dies bezeugt, daß ich in zwei Kulturkreisen beheimatet bin und über beide mit heißem Herzen und kühlem Verstand Bücher verfasse.

6. Nachdem ich nahezu sieben Jahre z.T. auf Jamaika wohnte, kam ich im Okt./Nov. 1994 von der Frankfurter Buchmesse zurück. Der Beamte der Ausländerbehörde im Flughafen Kingston sah die vielen Ein- und Ausreisestempel in meinem deutschen Paß, erfuhr, daß ich zwei große Kinder in Deutschland und zwei kleine in Jamaika habe, freute sich darüber, daß ich die Landessprache Patois (die neben dem Englischen gesprochen wird) beherrsche und sagte halb feixend, halb im Ernst: »Diesmal kriegst Du kein Jahresvisum für Jamaika von mir, sondern ein Visum für drei (3) Tage. Bringe deine Papiere in Ordnung!« – Ich: »Wie das?« – Er: »Laß dich umgehend einbürgern.« (Viele Jamaikaner haben aufgrund der Arbeitsmigration bis zu drei, vier Pässe.)

Vor diese Alternative gestellt, folgte ich heiter seinem Rat: Ich ging zum Innenministerium, beantragte einen jamaikanischen Paß, mußte zwei Bürgen beibringen (einen Pfarrer, einen Friedensrichter), die Kripo überzeugte sich durch ausgiebige Recherchen davon, daß ich weder im Waffen- noch im Rauschgifthandel bin und in den letzten fünf Jahren nicht straffällig geworden war, und so erhielt ich am 15. Juni 1995 – wie die Jungfrau ein Kind – einen zweiten, den jamaikanischen Paß mit der Nr. xx.

7. Durch meine zahllosen Reisen im Laufe meines Lebens wußte ich, daß viele Auslandsdeutsche zwei Pässe haben. Nicht wissen konnte ich 1994/95, daß »für den Erwerb der ausländischen Staatsangehörigkeit ... die schriftliche Genehmigung der zuständigen Behörde (in meinem Falle des Rathauses in Ratingen) notwendig« ist. Nun erst mußte ich feststellen, daß Merkzettel darüber *nicht* in der deutschen Botschaft in Kingston, *wohl aber* im »Bürgerbüro« des Rathauses in Ratingen, im Büro für »Einwanderung« dortselbst, ausliegen ...! So waren die Beamten im Standesamt Ratingen, Zi. 109, sehr verständnisvoll, als ich ihnen vom Entzug der deutschen Staatsangehörigkeit und des Reisepasses erzählte (Okt. 2002), und bemühten sich, für mich herauszufinden, welche Behörde zuständig dafür ist, mich »wiedereinzubürgern«. Parallel zu dieser Klage stelle ich daher meinen Antrag auf Wiedereinbürgerung beim Verwaltungsamt in Köln.

8. Natürlich ist mir nun klar geworden, daß »Unkenntnis nicht vor Strafe schützt«, aber den möchte ich sehen, der nicht freudig zugreift, wenn er einen zweiten Paß erhält und sich so den Gang zu Ämtern, die Anträge auf Visa und gegebenenfalls einen Flug alle halbe Jahre nach Miami ersparen kann. Nun mag man sagen, daß jamaikanische Behörden einen »laxen Umgang« mit der Staatsbürgerschaft haben. Mir kam und kommt dieser aber sehr menschlich vor, und ich wünschte mir zuweilen – gerade auf Grund der höchst seltsamen Einbürgerungsdebatte, die noch im letzten

Bundestagswahlkampf eine Rolle spielte – daß die deutsche Gesellschaft, deutsche Behörden und Regierung dieselbe Selbstverständlichkeit und Großzügigkeit wie die jamaikanischen aufbringen, Ausländer zu integrieren und willkommen zu heißen. Denn Schwierigkeiten könnten ja nur auftauchen, wenn es Loyalitätskonflikte gibt. Etwa im Falle eines Krieges für Bürger, die Pässe beider Konfliktparteien führen. Was im Falle Bundesrepublik Deutschland und Jamaika ja wohl ausgeschlossen ist, und zwar nicht nur, weil Jamaika Mitglied des britischen Commonwealth ist und Großbritannien Mitglied der EU.

In meinem Falle um so mehr, als mir von den Bürgern in Long Bay, Portland, und der alten Friedensrichterin der Job eines Friedensrichters angeboten wurde und der dortige Polizeipräsident – meine Vita gut kennend – mir gar riet, einen Waffenschein zu beantragen, mich als »zuverlässiger Bürger« im Falle eines bewaffneten Raubüberfalls durch Crack-Kokain-Abhängige meiner Haut wehren zu können. Die Jamaikaner betrachten mich nach diesen vielen Jahren auf der Insel als »einen von ihnen«, sehen völlig darüber hinweg, daß ich deutscher Bürger und Steuerbürger bin, als Vater und Dichter, als Gewinn für ihre Gesellschaft, freuen sich mit mir darüber, daß ich schon zwei renommierte Literaturpreise (einen davon für ein Buch mit jamaikanischer Thematik) erhalten habe und nennen mich lachend einen »Ger-maican«.

Da ist es um so schmerzhafter, erleben zu müssen, welch eine Freude und Schadenfreude es einer Beamtin der Deutschen Botschaft in Kingston bereitet, mir deutsche Staatsangehörigkeit und den deutschen Paß fortnehmen zu können, statt sich und mich zu fragen, wie wir diesen Fall friedlich und freundlich aus der Welt schaffen können. Zumal ich seit dem 14. bzw. 17. Lebensjahr meine Beiträge zur Sozialversicherung sowie meine Einkommens- und Mehrwertsteuer etc. in Deutschland abgeführt habe und, so in Frankreich, als Dichter deutscher Zunge in der Nachfolge von Heinrich Heine betrachtet werde, der seinen Beitrag zu deutscher *und* jamaikanischer Kultur leistet.

Mit freundlichen Grüßen

p.p. zahl

***

Offener Brief von Peter-Paul Zahl an

Herrn Joschka Fischer

Bundesaußenminister

Oktober 2002

Lieber Joschka,

»der Paß«, schrieb einst Bertolt Brecht, »ist der edelste Teil des Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustande wie ein Mensch.«

Und dieser edelste Teil, der Paß samt deutscher Staatsangehörigkeit, wurde mir im September 2002 von der Rechtsanwältin Westkämper in der Deutschen Botschaft in Kingston weggenommen. Davon aber erfuhr ich nur, als ich dort zufällig am 16.9. reinschneite. Informiert davon, daß ich meinen »Paß *widerrechtlich*« mit mir führe, so diese wackere deutsche Beamtin, würden »die Flughäfen in Miami, Frankfurt und Düsseldorf« mir den »unrechtmäßig geführten Paß fortnehmen«, ich aber, einen Fünf-Minuten-Anruf, der 4,8 Jamaikadollar kostet (10 Cent) entfernt, wurde von dieser Ausbürgerung per Federstrich nicht benachrichtigt!

So hätte es mir auf dem Wege zur Frankfurter Buchmesse am 8. Oktober auf dem Flughafen Lohausen/Düsseldorf passieren können, von einem Beamten des Bundesgrenzschutzes des deutschen Passes beraubt und als »Staatenloser« wie ein Tramp in Travens *Totenschiff* (meinen jamaikanischen Paß hatte ich natürlich nicht dabei) stantepede abgeschoben zu werden.

Und warum dies alles? Der Bescheid der deutschen Botschaft vom 19.9., mir am 23.09.02 übergeben (»Paß erhalten, Westkämper, RA«), wirft mir vor, »vor dem Erwerb der ausländischen Staatsangehörigkeit ›keinen‹ Antrag auf Genehmigung der zuständigen Behörde (hier: Rathaus Ratingen, ppz) gestellt zu haben«. Seltsamerweise liegt das Formblatt zu »§ 25, Abs. 1 Staatsangehörigkeitsgesetz«, wonach ein »Deutscher seine Staatsangehörigkeit verliert«, wenn er besagten Antrag nicht gestellt hat, in Zimmer 109 (»Standesamt/Einbürgerungen«) des Ratinger Rathauses aus, wo erstaunlich freundliche und verständnisvolle Beamte ihres Amtes walten, nicht aber in der deutschen Botschaft in Kingston!

Meines Wissens nach ist es u.a. Aufgabe deutscher Botschaften und Konsulate, nicht nur die Interessen der deutschen Industrie- und Handelskammern sowie der Exporte von Waren und Dienstleistungen »Made in Germany« zu vertreten,

sondern auch deutschen Landsleuten mit Rat und Tat behilflich zu sein. Statt also besagtes Formblatt im Warteraum der Botschaft auszulegen oder Deutschen, die in Jamaika, sei es ganz oder temporär leben, Tips zu geben wie etwa:

Herr Zahl, es dürfte Ihr Leben hier sehr erleichtern, wenn Sie neben der deutschen auch die jamaikanische Staatsbürgerschaft besitzen. So rate ich Ihnen, den Antrag »zur Beibehaltung der deutschen Staatsangehörigkeit« im Rathaus Ihrer Heimatbehörde zu stellen. So ersparen Sie sich den alljährlichen Gang zum Arbeitsministerium, um eine Arbeitsgenehmigung zu erhalten, den zum Innenministerium und zur Einwanderungsbehörde und evtl. den Flug nach Miami, Havanna oder Port-Aux-Prince mit eintägigem Aufenthalt dort, um ein neues Visum zu kriegen. Darüber hinaus könnten Sie mit doppelter Staatsangehörigkeit zum Verständnis und zur Zusammenarbeit beider Völker bei weitem besser beitragen, zumal wir wissen, daß Sie Bücher zu beiden Themenkreisen schreiben und bei deutschen und jüngst auch jamaikanischen Verlagen veröffentlichen. Ihre frechen Leserbriefe zu neuralgischen Punkten in den Tageszeitung hier verfolgen wir mit großem Vergnügen, da es uns als Diplomaten verwehrt ist, sich so engagiert ins hiesige Tagesgeschehen einzumischen,

entzieht Ihre Beamtin mit bissigster Schadenfreude sogar »rückwirkend bis 1995« meine deutsche Staatsangehörigkeit und den Reisepaß. Auf meinen fassungslosen Hinweis darauf, »daß dergleichen bisher nur unter Adolf Hitler geschah, von B. Brecht bis Arnold Zweig«, erfolgte nur ein böse gezischtes »Das ist 'was völlig anderes!« Allerdings. Oder?

Nun reiche ich Klage beim Verwaltungsgericht Berlin und einen »Antrag auf Wiedereinbürgerung« beim »Bundesverwaltungsamt« in Köln ein.

...

Ich bin seit 1986 in Ratingen als Wohnsitz gemeldet, voll und uneingeschränkt einkommenssteuerpflichtig (FA Düsseldorf-Mettmann), voll sozialversicherungspflichtig (KSK, LVA Oldenburg-Bremen), habe drei Kinder mit deutschen Pässen und bin stolz darauf, mit beiden Füßen in zwei Kulturen zu stehen und über beide zu schreiben (zwei Wohnsitze, auch geistig!)
...

Drum sag, Joschka, ist es nicht ein wunderbares Privileg, über zwei Länder, zwei verschiedene Kulturen schreiben zu können? Ist es da nicht geradezu eine Pflicht, zwei Pässe zu haben? Wäre es da nicht angebracht, Du machtest mich zum Kulturattaché der deutschen Botschaft in Kingston?

Mit besten Grüßen für Freiheit und Glück!

ppz

***

Auswärtiges Amt

Gz: 505-511/41-02

Berlin, 2. Dezember 2002

Betr. Verlust Ihrer deutschen Staatsangehörigkeit

Bezug: Ihr Schreiben aus dem Oktober 2002, hier eingegangen am 28.11.2002

Sehr geehrter Herr Zahl,

ich bedanke mich für Ihr o.a. Schreiben an Herrn Bundesminister Fischer, in dem Sie ihn um Unterstützung bitten, neben der jamaikanischen auch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen zu können. Bundesminister Fischer hat mich gebeten, Ihnen zu antworten.

Sie beantragten am 03.09.2002 bei der deutschen Botschaft in Kingston einen deutschen Reisepaß. Dieser Antrag wurde mit Bescheid vom 19.09.2002 abgelehnt. Gegen diesen Bescheid haben Sie am 16.10.2002 vor dem Verwaltungsgericht Berlin Klage erhoben. Sie werden sicher Verständnis dafür haben, daß das Auswärtige Amt als Beklagte keine Stellungnahme zu einem laufenden Verwaltungsstreitverfahren abgeben kann.

Dennoch darf ich Sie auf folgendes hinweisen: Sie haben nach eigenen Angaben bereits im Jahre 1995 die jamaikanische Staatsangehörigkeit auf Antrag erworben. Gemäß § 25 Abs. 1 Staatsangehörigkeitsgesetz verliert ein Deutscher seine Staatsangehörigkeit mit dem Erwerb einer ausländischen Staatsangehörigkeit, wenn dieser Erwerb auf seinen Antrag hin erfolgt. Eine Beibehaltungsgenehmigung vor dem Erwerb der jamaikanischen Staatsangehörigkeit haben Sie nicht beantragt und nicht erhalten. Damit haben Sie die deutsche Staatsangehörigkeit verloren. Diese Rechtsfolge ist zwingend. Ein Fehlverhalten der Botschaft ist daher nicht erkennbar.

Ich bedaure, Ihnen keine positivere Mitteilung geben zu können.

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag Dr. Meißner

Peter-Paul Zahl

Der 1944 in Freiburg/Breisgau geborene Schriftsteller verbrachte »elf Jahre in der DDR, elf in der BRD, elf in Westberlin und überlebte zehn Jahre im Knast«. Zahl wuchs in Ratingen auf, erlernte den Beruf des Kleinoffset-Druckers und setzte sich 1964 nach Berlin ab, um dem Wehrdienst zu entgehen. Dort gründete er einen Verlag, publizierte für die »linke Gegenöffentlichkeit« und war in der Berliner Außerparlamentarischen Opposition aktiv, was polizeiliche Überwachungen, Hausdurchsuchungen und Überprüfungen zur Folge hatte. 1972 schoß er in Berlin einen Polizisten an, tauchte in Essen unter, bis er verhaftet und zuerst wegen gefährlicher Körperverletzung zu vier, nach Revision des Urteils wegen versuchten Mordes jedoch zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. In der Haft schrieb er den erfolgreichen Schelmenroman *Die Glücklichen,* der 1979 erschien. Lesungen, die man ihm wegen des preisgekrönten Werkes gestattete, wurden oft zu einem Politikum: Den einen galt er als politischer Gefangener, den anderen als Terrorist. Nach der Haftentlassung, Aufenthalten in Grenada, auf den Seychellen, in Nicaragua, wählte Zahl 1985 sein »Exil« auf Jamaika. Letzte seiner zahlreichen Veröffentlichungen: *Der Domraub*, dtv, München 2002.

Konkret 05/03, S. 35

Joachim Rohloff

Massenhaft Mossad

Jürgen W. Möllemann hat seine Bewerbung um den dümmsten Bestseller der Neuzeit eingereicht.

Nichts ist so fein gesponnen, daß es den Teilnehmern der Wissensgesellschaft auf die Dauer verborgen bliebe. Wenn irgendwo im Umfeld etwas vorfällt oder im Vorfeld etwas umfällt, werden sie, ob sie es wollen oder nicht, früher oder später erschöpfend informiert. Wir wußten schon, daß der Sex mit Naddel wie ein Teller Nudeln mit Trüffeln ist und daß Osama Bin Laden kurz vorm 11. September 2001 einen hohen Beamten der CIA traf, als nach Mathias Bröckers und Dieter Bohlen sich auch Jürgen Möllemann um den Preis für den dümmsten Bestseller der Neuzeit bewarb. Seitdem wissen wir endlich auch Bescheid über Genscher, der ein Feigling ist und seine Untergebenen malträtierte, über Lambsdorff, der nur deshalb erst nach Mitternacht von seinem Ministerposten zurücktrat, weil der beginnende Tag ihn in eine höhere Pensionsklasse beförderte, über Kinkel, dessen Schwiegersohn ein ehemaliger Mitarbeiter des Mossad ist und ihn deshalb an einer vernünftigen Außenpolitik hinderte, und über Westerwelle, der von eben demselben Dienst dazu erpreßt wurde, Möllemann auszuschalten.

Das Wirtschaftsprogramm der FDP, das aus nicht mehr besteht als Deregulierung, Privatisierung und Steuersenkung, wurde von den beiden großen Parteien übernommen, der politische Liberalismus, der die Bürgerrechte vor den Übergriffen des Staates schützen wollte und tatsächlich gegen die Notstandsgesetze protestieren durfte, weil er sich seinerzeit zufällig in der parlamentarischen Opposition wiederfand, der aber im Deutschen Herbst den Innenminister stellte und schließlich vorm Großen Lauschangriff kapitulieren mußte, ist mausetot. Die FDP koalierte bis vor kurzem mit Roland Koch und koaliert noch immer mit Ronald Schill. Sie ist ebenso überflüssig, wie die Grünen es sind.

Aber nicht deshalb beschloß Jürgen Möllemann, gerade aus der Partei, die am längsten an der Bundesregierung beteiligt war, eine Protestpartei zu machen, die gleichzeitig eine Volkspartei sein sollte. Unterm berauschenden Eindruck seines Wahlsiegs in Nordrhein-Westfalen verfiel er auf die Idee des »Projekts 18«, übersah dabei aber, daß nicht sein politisches und demagogisches Genie ihm diesen Sieg beschert hatte, sondern der Finanzskandal der CDU. Noch heute glaubt er, seine Idee sei richtig gewesen, ihre Verwirklichung sei aber von Westerwelle und anderen Kleingeistern in der Parteiführung hintertrieben worden.

So ist der Coup des Mossad mit der Unterstützung des deutschen Wählers schließlich gelungen. Möllemanns politische Karriere wurde abrupt beendet, und weil er, wie zumindest er selbst meint, der einzige war, der seine Partei vorm Untergang hätte retten können, wird die FDP demnächst nur noch eine kleine Sekte sein. Wenn in ein paar Jahren der letzte liberale Kreistagsabgeordnete und der letzte liberale Stadtrat beieinandersitzen, werden sie sich eingestehen müssen, daß sie den falschen Führern gefolgt sind. Damit sie dann nicht sagen können, er habe es ihnen nicht gesagt, hat er dieses Buch geschrieben. Und weil er die letzte Gelegenheit, aus der eigenen Dummheit ein Geschäft zu machen, nicht gern vorübergehen ließ.

»Antisemitische Tupfer« vermochte Hans Leyendecker, der Rezensent der »Süddeutschen Zeitung«, »auf den ersten Blick zumindest, nicht zu erkennen«. Er hätte das Buch halt nicht nur anschauen, sondern auch lesen sollen. Antisemitisch ist schon die mehrfach wiederholte Behauptung, wer die israelische Regierung kritisiere, breche ein Tabu und müsse damit rechnen, wegen seiner »abweichenden Meinung« verfolgt zu werden. Antisemitisch ist ferner die Wahnvorstellung, der Mossad habe gefürchtet, was in Deutschland niemand ahnte oder wünschte, nämlich daß Möllemann nach einem Wahlsieg der CDU und der FDP im Jahr 2002 der neue deutsche Außenminister werden könnte, und sich deshalb dessen Parteivorsitzenden vorgeknöpft. »Jedes Mal, wenn er angsterfüllt, entrüstet und weinerlich zugleich davon sprach, fragte ich Dr. Westerwelle natürlich: ‚Womit, um Gottes willen, drohen Ihnen diese Leute denn?‘« Fürwahr, das möchte man nun auch noch gerne wissen. Haben seine Eltern einen Obst- und Gemüseladen in Bonn-Beuel? Könnte Israel einen Orangenboykott über sie verhängen? Oder ist Westerwelle am Ende gar schw...? Nein, dieser schreckliche Verdacht, den auszusprechen Möllemann sich nicht traut, soll auch hier verschwiegen werden.

Antisemitisch ist der Anwurf, Ariel Sharon und Michel Friedman trügen mit ihrem Verhalten zum Antisemitismus bei. Nicht antisemitisch, sondern nur noch saudumm ist Möllemanns kläglicher Rechtfertigungsversuch, er sage doch nur, was viele dächten, wenn er von all der Zustimmung, die er wie jede andere populistische Tabubrecher selbstredend erhalten hat, ausgerechnet den Brief des »bekannten Frankfurter Bürgers Dr. Erich Bärmeier« zitiert: »Ich weiß nicht, wie die schweigende Mehrheit im einzelnen denkt. Ich weiß aber, daß die Art und Weise, wie sich der Zentralrat der Juden in Deutschland und insbesondere sein Vizepräsident Michel Friedman in letzter Zeit zu äußern pflegen, bei mir antijüdische Empfindungen hervorgerufen hat. Jürgen W. Möllemann hat also, was mich betrifft, recht. Ja, wird Friedman sagen, da kommt er zutage, der latente Antisemitismus, vor dem ich immer gewarnt habe. Doch das ist völlig falsch.« Denn

ebensowenig wie Möllemann ist Bärmeier ein Antisemit. Beide haben sogar Ignatz Bubis persönlich gekannt, und er würde, wenn er noch lebte, ihnen beistehen und Friedman zur Ordnung rufen.

Dumm ist Möllemanns Lüge, er habe die Attentate palästinensischer Terroristen niemals gerechtfertigt, denn jeder Abonnent der »Taz« kann sie widerlegen. Paranoid und bösartig ist die Vermutung, alle seine Gegner hätten sich in irgend jemandes Auftrag gegen ihn verschworen. Auch Genscher werde womöglich erpreßt, weil irgendwelche Abhörprotokolle der Stasi ihn belasteten. Und daß Friedman nicht aus Überzeugung handelt, sondern im Auftrag, versteht sich von selbst. »Sollte Friedman den FDP-Vorsitzenden an die Forderungen erinnern, die diesem bei seinem Israel-Besuch □zugemutet□ worden waren, wie Dr. Westerwelle es nannte?« Wenn er aber die Forderungen des Mossad wiederholt, muß er in dessen Machenschaften eingeweiht sein. Ist Friedman ein Agent? Ist der Zentralrat der Juden eine Agentur des Mossad? Und was haben eigentlich Bush und Sharon miteinander ausbaldowert? »Was wäre, wenn Bush und Sharon sich entschlossen hätten, die verfahrene Lage in Israel und Palästina mit Gewalt und ein für alle Mal zu lösen?« Nämlich die Palästinenser nach Jordanien zu vertreiben und das jordanische Staatsgebiet quasi zur Entschädigung um einen Teil des soeben eroberten Irak zu vergrößern?

Es ist wirklich hohe Zeit, daß er sich voll und ganz seinen Geschäften widmet, die in seinem Buch übrigens mit keinem Wort erwähnt werden, oder den Ruhestand im Kreis seiner zahlreichen weltberühmten Freunde genießt. Es gibt ja solche Häuser, die einen Prince of Wales und sogar zwei Gaddhafis schon haben, denen aber ein Möllemann noch fehlt.

Jürgen W. Möllemann: *Klartext. Für Deutschland.* Bertelsmann, München 2003, 256 Seiten, 18 Euro

---

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET 3/03 über die Friedensmission des Jürgen Todenhöfer

Konkret 05/03, S. 36

Kunst & Gewerbe

Deutsche, kauft bei Deutschen ...

ww.consumers-against-war.de:

Bush und seine Regierung haben alle Einwände vom Tisch gewischt, die UN links liegen lassen und jeglichen Widerstand der Straße ignoriert, ihr Ziel immer klar vor Augen: sich die unschätzbaren Ölvorräte des Irak in Piratenmanier unter den Nagel zu reißen. Die Welt hält den Atem an, wenn sie es zu lange tut, wird sie ersticken. Darum laßt uns einen tie-fen Atemzug tun, um danach laut aufzuschreien!

Schauen wir nicht mehr länger nur zu! Boykottieren wir die Produkte der US-Wirtschaft! Formieren wir eine Front von selbstbewußt und eigenständig handelnden Menschen, deren Aufschrei nicht überhört werden kann!

... und nicht beim Ami

www.usa-boykott.de:

Actio = reactio, schon der alte Newton entdeckte diese Gesetzmäßigkeit. Also zeigen wir alle US-Produkte, die es sich zu boykottieren lohnt, machen Stimmung gegen den Aggressor USA, den Staat, der das Völkerrecht permanent mit den Füßen tritt. Ausgenommen sind all jene, die gegen den Krieg ihrer Regierung aktiv protestieren, z.B. Schauspieler, Musiker, Wissenschaftler etc. Gegen alle anderen unser Aufruf: Kauft nicht vom Ami!

Inzwischen erreichen uns unterschiedliche Reaktionen auf unseren Slogan. Den meisten ist vielleicht unbekannt, daß 1878 zionistische Siedler im damaligen Palästina den Slogan rausgaben:

Kauft nicht beim Araber!

Alternative zu Pizza-Hut: Auch wenn die Pizza in den USA erfunden worden ist, gibt es heutzutage an jeder Ecke eine gute Pizzeria, betrieben von einem Araber, Türken, Deutschen oder eben auch von einem Italiener.

Zu TG-Fridays: Gerade die großen Städte in Deutschland sind für ihre große Frühstückskultur bekannt.

Zu Dunkin' Donuts: Geht zu Eurem guten Bäcker um die Ecke oder backt selber.

... oder gar beim Juden

Flyer, der an einem Hamburger »Pace«-Stand verteilt wurde:

In den meisten Fällen ist es nicht möglich, die genaue Herkunft von Waren aus Israel festzustellen, da sich die israelische Regierung weigert, solche Waren zu kennzeichnen. Sie steht auf dem Standpunkt, daß auch die Siedlungen in den Besetzten Gebieten Teil Israels sind. Dem steht das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und Israel entgegen, das Zollerleichterungen für Waren ausschließlich aus dem offiziellen Staatsgebiet Israels vorsieht. Das Europäische Parlament hat deshalb wiederholt Konsequenzen gefordert, wenn Israel nicht seine Exportpraxis ändert.

Allgemein muß man davon ausgehen, daß alle Waren aus Israel Waren aus den illegalen Siedlungen sein können, z.B. Orangen, Pampelmusen, Melonen, Avocados, Kakis , Sherry(!)-Tomaten, Datteln, dazu Blumen. www.islam-shia.org/boycott_israel

Deutsche Dichtung

Pressemitteilung des Radius-Verlags, 7. April:

Werkstattmarginalien eines Verlegers: Am 20.3. nachts die Nachrichten über den Beginn des völkerrechtswidrigen Kriegs der Amerikaner im Irak. Ohnmacht, Hilflosigkeit, Trauer. Morgens einen Gang mit dem kleinen Hund durch den Park. Sonne. Frühlingsbeginn. Eine Augenweide: die Farbenpracht erster Krokusse. Sie erzählen vom Õberlebenswillen der Natur.

Deutschland gegen die Weltverschwörung

»Weltweit«, der MTV-Hit von Mellow Mark:

Weltweit US-amerikanisches Fastfood / Weltweit amerikanisches Gedankengut / Weltweit US-amerikanische Sprachflut / Weltweit US-AmArschKult

Weltweit US-amerikanisches Fernsehen / Weltweit US-amerikanisches Erbgen / Weltweit US-amerikanische Armeen / Weltweit US am Arsch vorbeigehn

Weltweit Warten auf amerikanische Taten / Weltweit warten auf arabische Psychopathen / Weltweit warten auf Öl aus Emiraten und / Geldgeil warten auf den Weltstaat

Blut auf den Straßen / Die Völker sind verraten / Von den Mörderstaaten / Denn sie killen auf Raten

Weltweit US-amerikanischer Hightech / Weltweit US-amerikanische Computer auf Crack / Weltweit US-amerikanische Barschecks / Weltweit US am Arsch lickileck ...

Deutsche verhindern den Krieg

Einladung zum »Friedenskonzert« der Friedensinitiative Eisenach, 9. April:

Am Ende dieses Krieges wird die Welt ein humanes Desaster nie gekannten Ausmaßes erleben. Wir, die Kulturschaffenden dieses Landes, werden diesem Treiben nicht tatenlos zusehen. Speziell unsere Tradition, die Tradition der Hippies, lehnt jegliche Form von Gewaltanwendung ab und stehen (!) für das friedliche Zusammenleben der Menschen und der Völker. Wir werden an diesem Tag mit unseren Mitteln, nämlich der Kunst, unseren Protest gegen diesen Krieg zum Ausdruck bringen. Steht mit uns gemeinsam auf gegen Haß, Krieg und Gewalt und kommt nach Eisenach.

Deutsche gratulieren zum Sieg

Pressemitteilung der Zeitschrift »Bahamas«, 10. April:

Die Redaktion »Bahamas« beglückwünscht die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien und ihre Verbündeten ..., die sich den erpresserischen Zumutungen Deutschlands und Frankreichs nicht gefügt haben, zu ihrem schnellen Sieg über das irakische Baath-Regime. Mit Erleichterung nimmt die Redaktion zur Kenntnis, daß dieser erste antifaschistische Waffengang im neuen Jahrhundert auf Seiten der Alliierten und auch unter der irakischen Zivilbevölkerung weit weniger Opfer kostet, als angesichts der äußersten Bösartigkeit und Unmenschlichkeit des Saddam-Regimes zu befürchten war ... In diesem Sinne ist heute jenen kurdischen Kämpfern beizupflichten, die auf ihrem triumphalen Vormarsch ein Transparent hochhielten, auf dem zu lesen war: Bush – the man of peace.

Deutsche Deportationsopfer, plastiknahrungssatt

Pressemitteilung von Jens Berlin und Peter Nowak, 10. April:

Zwei deutsche Journalisten von USA-Behörde festgehalten und verschleppt! Massiver Angriff auf die Presse- und Informationsfreiheit!

Um Informationsveranstaltungen zu dem vor einem Jahr niedergeschlagenen Putsch gegen die Chavez-Regierung in Caracas/Venezuela zu besuchen, wollten wir (zwei Journalisten aus Berlin/Deutschland) am Montag, den 7. April, von Berlin nach Caracas fliegen. (Beim Zwischenstopp) in Miami wurden alle Reisenden wenige Meter nach dem Ausstieg aus dem Flugzeug einer Paßkontrolle unterzogen. Als wir kontrolliert wurden, fiel dem Polizisten auf, daß in einem der beiden Reisepässe ein Irakvisum vermerkt war.

Wir verwiesen auf unsere journalistische Tätigkeit (Presseausweis). Dennoch wurden wir wie Kriminelle erkennungsdienstlich behandelt (mehrere Fotos, umfangreiche Fingerabdrücke), cirka acht Stunden verhört u.a. zum Irak, zum Verhältnis zur Antikriegsbewegung und zu Venezuela. Es wurden umfangreiche Akten über uns angelegt. Ein Telefonat mit dem deutschen Konsulat wurde bewußt erst zu späterer Stunde zugelassen. Das Verhör fand zwar ohne direkte Folter statt, jedoch wurde bei mangelnder Kooperation mit weiteren Konsequenzen bis hin zu Gefängnisstrafen gedroht.

Da sich der Einwanderungsbereich auf neutralem Territorium befindet, handelt es sich um einen rechtsfreien Raum, was die US-Behörden auch geschickt ausnutzten. Die letzten 16 Stunden wurden wir zusammen mit Flüchtlingen aus Lateinamerika in einer grell beleuchteten, fensterlosen Abschiebezelle ohne Betten eingesperrt. Zu Essen gab es nur kalorienreiche und ungesunde Plastiknahrung.

In einem Telefongespräch mit dem deutschen Konsulat wurde uns mitgeteilt, daß die US-Behörden machen, was sie wollen, und daß sie »ein anderes Rechtsverständnis als wir in Deutschland« hätten. Anschließend wurden wir zurück nach London deportiert.

Konkret 05/03, S. 37

Gert Ockert

Alles im »Blic«

Als am 12. März »Serbiens Ministerpräsident Zoran Djindjic ... erschossen« wurde, geschah dies nicht nur wenig überraschend. Sondern vor allem »in Sichtweite des Verlagsgebäudes der Tageszeitung ›Blic‹«. Darauf machte sechzehn Tage später die Angestellten von Gruner + Jahr der konzerninterne Newsletter »Grüner Dienst« aufmerksam. Und zwar ganz schön stolz: »Eine Krise der jungen Demokratie – doch es zeigt sich, daß der Wandel nicht mehr umkehrbar ist.« Denn Djindjic hatte seine Pflicht erfüllt, Djindjic durfte sich ermorden lassen.

Die Pflicht sah so aus: »Der Verlag (Gruner + Jahr) übernimmt jetzt mit 74,9 Prozent die Mehrheit an dem führenden serbischen Zeitungsverlag (›Blic‹) und will mit Hilfe eines neuen Minderheitsgesellschafters seine Marktposition weiter ausbauen.« Mario Husten, siegerlächelnd über der Tagesparole abgebildet, ist »Leiter Verlage Mittel- und Osteuropa« und erläutert, wofür der Herr Djindjic gut war: »(Als) wir kurz nach dem Sturz von Milosevic bei ›Blic‹ eingestiegen sind, war der Anteil für internationale Verlage auf 49 Prozent begrenzt. Das hat sich nun geändert.« Mit »nun« meint Husten natürlich nicht die Exekution Djindjics, sondern eine der Amtshandlungen, die Djindjic zum gefährdetsten Mann Serbiens gemacht hatten und ohne die er allerdings nie als Ministerpräsident akzeptiert worden wäre von Gruner + Jahr und den ausführenden Kräften in Berlin. Doch hatte der Politiker nach der Pflicht die Kür vernachlässigt.

»Die staatlichen Verlage zum Beispiel«, nörgelt Husten, »verschaffen sich durch ihre Monopole im Druck und Vertrieb Vorteile im Wettbewerb.« Das geht natürlich nicht, das hätte Djindjic abstellen müssen, und darum muß niemand sich wundern, wenn bei Gruner + Jahr keiner einen Husten darauf gibt, daß der vormalige Günstling liquidiert wurde.

Wenig später, am 2. April, hielt der Vorstandsvorsitzende des Unternehmens, Bernd Kundrun, die jährliche Bilanzpressekonferenz ab. Und er war richtig guter Dinge: 2,8 Milliarden Euro Umsatz durfte er vermelden und einen Überschuß von 116 Millionen. Besonders zufrieden zeigte er sich mit den Geschäften in Osteuropa: In Rumänien z.B. wurde »der Anteil am Expres Verlag um fast 26 % auf 77 % erhöht«. Und in Serbien fördert die Unesco den Bau einer Druckerei, die zu einem guten Teil denjenigen gehören wird, die schon wissen, warum sie in ihren Blättern den deutschen Krieg gegen Jugoslawien 1999 viel anständiger finden ließen als 2003 die Beseitigung Saddam Husseins.

Im »Blic« fügt sich alles zusammen: »Die Journalisten ... sind krisengestählt« (Husten), »antizyklisches Handeln zahlt sich aus« (Kundrun), und Djindjics Ende ist »eine Bestätigung für die Strategie von G + J« (»Grüner Dienst«), nämlich den »Ausbau der Position in Osteuropa«. Es ist kein Wunder, daß sogar ein Kotzbrocken wie Rumsfeld sich vor diesen Deutschen ekelt.

Konkret 05/03, S. 39

Gert Ockert

E□ perten im Bush-Krieg

Kultur-Kolumne

Ziemlich schnell und (für ihre Verhältnisse) bemerkenswert unblutig haben die amerikanischen Truppen Bagdad erobert und Saddam Hussein vertrieben. Der Krieg verlief genau so, wie Kommandeur Tommy Franks versprochen hatte: Er war eine Demonstration absoluter militärischer Überlegenheit, mit rasanten Geländegewinnen und geringen Verlusten für die eigenen Truppen. Und mit sehr viel weniger zivilen Opfern als die deutsche Friedensbewegung unter Schirmherrschaft des Kanzlers sich erträumt hatte.

Dieser glatte Durchmarsch mußte alle maßlos überraschen, die während der Kriegswochen auf das heimische Fernsehen sowie jene Experten gehört hatten, die durch zahllose »Brennpunkte« und Polit-Laberrunden gereicht worden waren, um dort ihre immergleichen Weisheiten zu offenbaren. Ein Schlachtfest millenaren Ausmaßes hatten sie prophezeit, einen Flächenbrand von Algerien bis Indonesien, ganze Schiffsladungen von GI's in Leichensäcken und endlose Häuserkämpfe bei der »Schlacht um Bagdad«. Wie anders, ließen die TV-Strategen anklingen, als im Fiasko könne ein Krieg enden, der ohne deutschen Segen geführt wird? Und es hat ja wirklich niemand mehr Erfahrung in der Führung eines völkerrechtswidrigen Krieges als die Deutschen.

Der populärste Prophet eines endlosen Blutbades war Peter Scholl-Latour. Nachdem ihm die Amerikaner nicht den Gefallen getan hatten, sich in den Wüsten des Irak von patriotischen Heerscharen eliminieren zu lassen, mochte er bis zum jämmerlichen Ende des Diktators nicht die Hoffnung aufgeben, daß die Angreifer demnächst das Fürchten lernen würden: »Der Partisanenkrieg kann noch jahrelang dauern«, näselte er am 4. April in einem Internet-Chatroom des ZDF, und erst dieser Krieg sei der »wirkliche« Krieg. Der »jetzt« aber echt komme, wie er noch am 13. April, als das größte Problem der amerikanischen Truppen die Plünderbanden in Bagdad waren, bei »Sabine Christiansen« inflammiert schwafelte. Er wird, der phantasievolle Fachmann, aus seinen Irrtümern sicherlich mehr Bücher schlagen als Iraker bereit sein werden, sich ohne Zwang gegen die mächtigste Militärmaschine der Welt zu stellen. Und seine Landsleute werden auch diesen Gammel wieder kaufen wie geschnitten Brot. Denn er weiß zwar nichts, aber dafür alles besser. Und das genügt uns.

Fünf Wochen früher – der Aufmarsch der Alliierten war noch nicht abgeschlossen, der Krieg aber schon so gut wie gewonnen – hatte Scholl-Latour das geneigte Publikum erinnert, wiederum bei »Sabine Christiansen«, weshalb es so viel mehr Sympathie für Saddam empfand als für George W. Bush: »Wenn man einen amerikanischen General einsetzen würde, das wäre wie ein neuer Kolonialismus. Wir haben es (nach dem Zweiten Weltkrieg) ja auch wie einen Kolonialismus empfunden, und die Amerikaner sind ja von unserem Fleisch und Blut.« Unsere Kinder, jaaa ... Aber welch mißratene! Und leider ohne irgendeine Ahnung, was den Umgang mit Nationen betrifft, die lieber untergingen als es sich gutgehen zu lassen: »Dort ist ein anderer Kulturkreis, das muß man doch endlich mal begreifen!«

In dieselbe Kerbe hieb der TV-Spezialist, der in der Auftrittsfrequenz gleich nach Scholl-Latour rangierte, Ulrich Kienzle: »Demokratie ist eine Bedrohung der arabischen Kultur«, quatschte er im ZDF-Chat am 7. April. »Demokratien wachsen langsam. In der arabischen Welt gibt es bis heute keine funktionierende Demokratie.« Darum haben die Amerikaner kein Recht, den Irakern ihren Führer wegzunehmen.

Einst als potentielles Double des Tyrannen in Husseins Palast bestellt, gab »Nahost-Experte« Kienzle eine Antwort auf jede Frage. Beispielsweise auf die, ob es nicht »gerechtfertigt gewesen (wäre), das Regime Adolf Hitlers vor dem Kriegsausbruch 1939 durch einen Krieg zu stürzen«. Und sofort fand Kienzle den Dreckskerl, der vom Tod aller Juden träumte und mit etwas mehr deutscher Hilfe ganz Israel vergast hätte, nur ansatzweise gräßlich: »Saddam hat nicht die Brutalität von Hitler.« Sondern seine Untertanen weitgehend freundlich behandelt, Personenkult tunlichst vermieden, der Folter in seinen Gefängnissen Einhalt geboten und allein die »Leute getötet, die ihm die Macht streitig machen wollten ... Saddam ist ein zweitklassiger Diktator, Hitler hat mehr als 50 Millionen Tote auf seinen Schultern. Das ist kein Vergleich.« Und Kienzles Reflex typisch für die Ideologie der Experten: Sie wetterten gegen den Alleingang der USA und Großbritanniens, spielten die Grausamkeit Husseins herunter und konnten sich einfach nicht vorstellen, daß die Iraker anders als die Deutschen bei der erstbesten Gelegenheit die Waffen wegwerfen würden, statt sich für den Massenmörder, unter dem sie so lange gelitten hatten, totschießen zu lassen.

Eine seltsame Identifikation mit dem Killer-Regime in Bagdad fand statt in den Köpfen der deutschen Gelegenheitspazifisten und ihrer Fachleute. Ein neues Stalingrad orakelten sie herbei, mit den Republikanischen Garden als Sechster Armee und der US-Army als roter Flut. Hundert-, zweihundert-, vierhunderttausend Leichen sahen sie aufgetürmt in den Straßen Bagdads, und sie waren zuversichtlich, daß ein ordentlicher Teil davon amerikanische Uniformen tragen würde. In der zweiten Kriegswoche, als der Sturm der GI's gestoppt werden mußte, weil die Invasion zu schnell voranging und der Nachschub nicht mehr Schritt halten konnte, kriegten sich die deutschen Experten kaum ein vor Freude über die »Planungsfehler« der Amerikaner.

Ottfried Nassauer vom – auch so was gibt's – Informationszentrum für transatlantische Sicherheit mopste sich am 25. März in »Frontal 21«: »Es ist durchaus denkbar, daß es ein militärisches Defizit beim Schutz der Versorgungslinien gibt, weil die politischen Vorgaben verlangen, daß Bagdad so schnell wie möglich erreicht wird ... Und es kann sein, daß die Militärs die Politiker sogar darauf hingewiesen haben.« Rückfrage des Redakteurs: »Aber die nicht gehört haben?« Souveränes Nicken Nassauers: »In der Tat.« Also wie damals beim Hitler, der auch nicht auf seine Generäle hören wollte. Und daß Mr. Bush allemal eher ein neuer Adolf ist als der »zweitklassige Diktator« Saddam, weiß man in transatlantischen Informationszentren mindestens so gut wie bei der deutschen Friedensbewegung.

Der Redakteur von »Frontal 21« faßte brav zusammen, was die ausgemusterten Generäle, selbsternannten Nahost-Durchblicker und Gröfatzkes vor sich hin märten, als sie in jener zweiten Invasionswoche die amerikanische Blamage beschworen: »Der Krieg läuft für die USA anders als gedacht. Dabei steht ihnen der Kampf um Bagdad erst noch bevor ... Militärexperten warnen vor einem mesopotamischen Stalingrad.« Sie warnten allerdings nicht, sie wünschten es. Denn der Ami hatte sie nicht um Rat gefragt, sie, die Söhne des Vaters aller Schlachten, und das sollte er, der Ami, noch büßen. Wäre es nach ihnen gegangen.

Den größten aller Experten im deutschen Fernsehen aber spielte – noch vor Scholl-Latour, Kienzle, Kujat, Ströbele oder Nassauer – Mohammed Said el-Sahaaf, der irakische Informationsminister. Er dröhnte, wovon sie alle nur raunten, und gab die Hoffnung auf ein »mesopotamisches Stalingrad« auch am 7. April noch nicht auf, als die Abrams-Panzer bereits durch die Straßen von Bagdadgrad walzten: »Es gibt keine Ungläubigen in Bagdad. Die US-Söldner begehen Selbstmord an den Mauern Bagdads.« Hätte er sich rechtzeitig nach Deutschland abgesetzt, er würde in den hiesigen Sondersendungen einen ordentlichen Batzen Auftrittsgeld als Top-Experte verdient haben. Aber das kann ja noch werden – wenn Scholl-Latours Posten vakant wird, weil der alte Haudegen den Partisanenkrieg selbst in die Hand nimmt. Den »echten« Krieg, den außer ihm und sehr vielen Deutschen niemand für Saddam Hussein führen möchte.

Konkret 05/03, S. 40

Jochen Stremmel

Im Anfang war das Wort

Eine Geschichte in drei Briefwechseln. Zusammengestellt von Jochen Stremmel

Wäre denn eine stärkere Sicherung im Moralischen vorstellbar als der sprachliche Zweifel?

Karl Kraus, 1932

1 *Nach einem kurzweiligen und erschöpfenden Gastspiel in der Gastronomie war ich seit Anfang April arbeitslos und auf der Suche nach neuen Ufern.*

*

20. 4. 1989

Sehr geehrter Herr Keel,

vor zwei Jahren, anläßlich eines Seminars zum Problem der literarischen Übersetzung, stellte ich bei der Vorbereitung einer Sitzung, die zwei Passagen aus Raymond Chandlers *Langem Abschied* zum Gegenstand hatte, nebenbei fest, daß Wollschläger bei der Übertragung jener schönen Blondinentypologie einen wirklich peinlichen Fehler gemacht hat. Wo im Original »pal« steht, liest er »pale«, so daß bei ihm die »kleine kesse Blondine«, Nr. 4, »ein bißchen bleich« ist (S. 93), was zu ihrem Typ (im Gegensatz zu Nr. 5) nun gar nicht paßt, während sie laut Chandler »a little pal«, ein kleiner Kumpel, ist.

Daß ich Ihnen erst jetzt schreibe, hat zwei Gründe. Patricia Reimann, mit der ich mich vor kurzem über das Thema »was Übersetzer imstand sind« unterhielt, wobei auch diese Fehlleistung zur Sprache kam, meinte, ich solle Sie doch auf jeden Fall davon unterrichten; bei Diogenes würden solche Sachen ausgebügelt.

Hinzu kommt, daß ich in den vergangenen drei Wochen Hammett und Chandler in ihrer Diogenes-Form wiedergelesen habe, unter anderem auch unter dem Übersetzungsaspekt, wobei sich mein Eindruck verstärkt hat, daß seinerzeit die Übersetzungen nicht begleitend lektoriert worden sind. Das nachträglich für zwei Autoren zu tun, bei denen es mehr als bei allen anderen in Ihrer schwarzgelben Reihe darauf ankommt, *wie* sie etwas, weniger *was* sie erzählen, möchte ich Ihnen zunächst anbieten.

Sollten Sie Zeit und Lust haben, sich mit mir zu unterhalten, auch über andere Vorschläge, die ich Ihnen zu machen hätte: Ich würde den Weg nach Zürich nicht scheuen.

Mit freundlichen Grüßen

*

24. Mai 1989

Sehr geehrter Herr Stremmel

Vielen Dank für Ihr Schreiben vom 20. April, das Herr Keel an mich weitergeleitet hat.

Natürlich

natürlich?

werden wir die Sache prüfen und den Fehler bei einer Neuauflage korrigieren. Wir sind immer froh um eine aufmerksame, sorgfältige Leserschaft und bemühen uns natürlich

natürlich

die Bücher möglichst ohne Fehler zu verkaufen. Daß das nicht immer möglich ist, daß selbst den begabtesten Übersetzern (und Lektoren) Fehler unterlaufen, werden Sie bestimmt verstehen. Aber ich glaube, der Verlag darf von sich behaupten, fast keinen Aufwand zu scheuen, der den Büchern zugute kommt. Für die Diskussion Ihres Vorschlags wäre ich froh um einige weitere Beispiele, die Ihre Kritik begründen.

In der Zwischenzeit ein anderer Vorschlag: Hätten Sie eventuell Zeit und Lust, als freier Redakteur und/oder Übersetzer für uns tätig zu werden? Ich lege Ihnen zwei Texte zur – leider unentgeltlichen – Proberedaktion bei. Vielleicht setzen Sie sich gelegentlich mal daran und schicken sie an mich zurück.

Mit freundlichen Grüßen

Susanna Schwager

Lektorat

Anlage [*5 fotokopierte Seiten einer Kurzgeschichte; 11 Normseiten Übersetzung*]

*

27. 6. 1989

Sehr geehrte Frau Schwager,

Ihr Brief ist leider derzeit unauffindbar, daher kann ich nur hoffen, a) Ihren Namen und b) Ihre Wünsche richtig zu rekapitulieren. Ich antworte so spät, weil ich in den vergangenen Wochen sehr viel zu tun hatte.

Ihre Redaktionsprobe habe ich, wie Sie der Anlage entnehmen werden, probiert. Um es richtig zu machen, müßte man mehr wissen: Kontext, Entstehungszeit etc. Das wissen Sie natürlich auch. Das Original scheint mir etwas altbacken, die Übersetzung zum Teil auch, vom »Babysitter« einmal abgesehen. Fortgehen – weglaufen – durchbrennen: Soweit ich den Text überblicke, scheint mir das mittlere Wort Sache und Ton zu treffen.

Sie wollten, wenn ich mich recht erinnere, weitere Beispiele aus meiner Blütenlese in den Hammett- und Chandler-Ausgaben Ihres Verlags. Im *Fluch des Hauses Dain* sind Wulf Teichmann die Amtsbezeichnungen der Exekutive ziemlich durcheinandergeraten, eine Auslassung auf S. 222, fehlende Abstimmung auf der folgenden Seite, wo von dem »armen Mädchen oben in Poisonville« die Rede ist, welche Stadt nach der nicht schlechten Entscheidung des Übersetzers der *Roten Ernte* hier doch als »Pissville« auftauchen sollte. Was, bitte, stellen Sie sich unter der anderen Hälfte eines Halbidioten vor?

Ihrer Antwort sehe ich mit Interesse entgegen.

Mit freundlichen Grüßen

*

11. 8. 1989

Sehr geehrte Frau Schwager,

mittlerweile ist Ihr Brief aus einem Manuskript wieder aufgetaucht. Haben Sie meinen Brief vom 27. Juni nicht erhalten, oder haben Sie das Interesse an meiner Mitwirkung verloren? Selbst dann wüßte ich gern, was Sie sich unter der anderen Hälfte eines Halbidioten vorstellen, einer Wendung, die sich in einem Ihrer Hammett-Romane findet.

Mit freundlichem Gruß

*

26. September 1989

Sehr geehrter Herr Stremmel

Haben Sie vielen Dank für Ihre Redaktionsprobe. Ihre Arbeit hat uns im großen und ganzen gut gefallen, und wir werden uns gegebenenfalls, sobald sich etwas Passendes ergibt, bei Ihnen melden.

Die Stilblüten in der Wollschläger-Übersetzung werden wir

na?

natürlich prüfen und bei einer Neuauflage korrigieren.

Wir danken Ihnen nochmals für die aufmerksame, kritische Lektüre

und grüßen Sie freundlich

Susanna Schwager

Lektorat

*

3. 10. 1989

Sehr geehrte Frau Schwager,

Sie schreiben, rund drei Monate, nachdem Sie meine Redaktionsprobe erhalten haben, sie habe Ihnen »im großen und ganzen gut gefallen« und Sie würden sich gegebenenfalls, sobald sich etwas Passendes ergebe, bei mir melden. Wir wollen dieses Urteil und diese Ankündigung einmal auf sich beruhen lassen und den darauf folgenden Satz Ihres Briefs vom 26. September für Ihren Aufwand an Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit sprechen lassen.

Sie schreiben also weiter, daß Sie »die Stilblüten in der Wollschläger-Übersetzung ... natürlich prüfen und bei einer Neuauflage korrigieren« werden. In meinem Brief vom 27. Juni hatte ich Ihnen auf Ihre Bitte, zur Diskussion meines

Vorschlags, wie es bei Ihnen hieß, einige weitere Beispiele für Fehler in den Hammett- und Chandler-Übersetzungen des Diogenes Verlags genannt. Keiner von ihnen geht zu Wollschlägers Lasten. Und der Fehler Wollschlägers, den ich Ihnen am 20. April als Beispiel (zur Begründung meines Vorschlags) vorgelegt hatte, war keine Stilblüte, sondern ein Nachlässigkeitsfehler. Sie scheuen also so wenig »fast keinen Aufwand ..., der den Büchern zugute kommt« (Ihr Brief vom 24. 5.), daß Sie sich nicht einmal vergewissert haben, was eigentlich in meinen Briefen gestanden hat. Ich hatte Sie zweimal gefragt, was Sie sich unter der anderen Hälfte eines Halbidioten vorstellen, einer Wendung aus einer Hammett-Übersetzung des Diogenes Verlags. An der Korrektur dieses Fehlers sind Sie so wenig interessiert, daß Sie mit keinem Wort darauf eingehen.

Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, die Fehler in Ihren Hammett- und Chandler-Übersetzungen einem Publikum zur Kenntnis zu bringen, das unter diesen Umständen interessierter daran sein wird als der Verlag, der mit ihnen Geld verdient.

Mit freundlichen Grüßen

*

5. Oktober 1989

Sehr geehrter Herr Stremmel

Es tut mir leid, daß in der Hitze des Gefechts

mit Teichmann und Wollschläger?

Wollschläger mit Teichmann verwechselt wurde, es dürfte eigentlich nicht passieren.

Um herauszufinden, was mit »der anderen Hälfte eines Halbidioten« gemeint sein könnte, müßte

die genaue Stelle gekannt werden?

ich die genaue Stelle kennen, die Sie leider alle drei Male nicht angaben.

Daß wir uns der Fehler in den Übersetzungen annehmen werden, können Sie spätestens bei einer Neuauflage selbst feststellen. Hammett und Chandler jedoch vollständig zu überarbeiten, wie es Ihnen vielleicht vorschwebt, übersteigt – unter anderem, weil zum Beispiel Korrespondenz, Prüfung von Proben und ganz am Rande das Programm bewältigt sein wollen – zur Zeit

während wir das Programm bewältigen?

unsere Möglichkeiten. Aus dem gleichen Grund ist es uns als relativ kleinem Verlag nicht immer möglich, dem Ansturm von Proben, Anfragen und Aufforderungen

außer in Notfällen wie diesem hier

über Nacht nachzukommen, da wir uns vorrangig den Autoren und Büchern widmen möchten. Trotz des enormen Aufwands bleiben wir aber bei unserem Grundsatz, alle Anfragen zu beantworten, sind jedoch auf ein wenig Geduld und Verständnis angewiesen.

Vielleicht konnten diese Zeilen unsere Situation etwas erklären und Ihren Zorn besänftigen. Ich würde mich freuen

und grüße Sie freundlich

Susanna Schwager

Lektorat

Anlage (*keine Ahnung mehr, was das war*)

*

25. 10. 1989

Sehr geehrte Frau Schwager,

ich habe für Ihren Brief vom 5. Oktober nebst Beilage zu danken. Daß Sie als relativ kleiner Verlag dem Ansturm von Proben, Anfragen und Aufforderungen über Nacht nachkommen, hatte ich nicht erwartet. Daß Sie aber, nachdem Sie mich zu einer – unentgeltlichen – Redaktionsprobe veranlassen, sich mit einer Antwort drei Monate, nach einer höflichen Nachfrage immerhin noch sechs Wochen Zeit lassen, hatte ich andrerseits auch nicht erwartet, halte ich auch nach wie vor für eine unzumutbare Unhöflichkeit.

Was nun die Fehler in Ihren Hammett- und Chandler-Übersetzungen betrifft, so hatte ich Ihnen vorschlagen wollen, deren Überarbeitung zu übernehmen, zwar nicht unentgeltlich, aber preiswert, nämlich gewissermaßen auf Erfolgshonorarbasis, die Nachsuche strikt auf eindeutige, sinnstörende Fehler beschränkt, deren Korrektur auch Ihnen einleuchtet, wofür ich

Ihnen Beispiele präsentiert habe. Das Aufspüren eines Fehlers der Größenordnung *pal/pale* sollte Ihnen, hatte ich gedacht, schon 50 oder 100 Franken wert sein. Im ganzen *Fluch des Hauses Dain* gibt es vielleicht vier solcher Fehler, so daß Sie sich ausrechnen können, was Sie für eine Überprüfung zahlen müßten, die mich eine Woche, d. h. sieben Tage Lesezeit kostet.

Seien Sie außerdem versichert, sehr geehrte Frau Schwager, daß ich Ihnen für den Fall, daß Sie zum Verständnis der Wendung »die andere Hälfte eines Halbidioten« die genaue Stelle kennen müßten, diese Stelle auch angegeben hätte.

Mit freundlichen Grüßen

*

Das war natürlich kein Angebot, das man nicht stillschweigend – was unter Kaufleuten genügt – hätte ablehnen können. Selbst der geschenkte Fehler ist in der Hitze des Gefechts oder unter dem Ansturm der übrigen Korrespondenz mit den Autoren, soweit sie noch leben und sich wehren können, oder der Arbeit an den Büchern, von der Bewältigung des Programms ganz am Rande ganz zu schweigen, so sehr untergegangen, daß noch jetzt, knapp vierzehn Jahre und verschiedene Neuauflagen und Cover-Änderungen später, die kleine kesse Blondine im Langen Abschied, *die einen Lkw-Fahrer über die Schulter werfen kann, ohne mehr als einen Satz aus dem Leitartikel der »Saturday Review« zu verpassen, den Verleger und seine Erfüllungsgehilfen ziemlich blaß aussehen läßt.*

2 3. 6. 1994

Kiepenheuer & Witsch

Lektorat Le Carré

Rondorfer Straße 5

50968 Köln

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich redigiere freiberuflich Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche und habe in den vergangenen Jahren unter anderem für die Verlage Goldmann, Heyne und Rowohlt gearbeitet. Le-Carré-Leser bin ich schon sehr viel länger, ich kenne alle seine Romane, lese sie normalerweise im Original und sehe in die deutsche Übersetzung eigentlich nur aus besonderem Anlaß – etwa zum Zweck der Rezension. Seinerzeit habe ich *Die Libelle* und den *Blendenden Spion* für den Deutschlandfunk besprochen.

Der Grund meines Briefs: Vor vier Wochen habe ich den *Heimlichen Gefährten* in der Heyne-Taschenbuchausgabe überflogen, wobei mir einige Fehler aufgefallen sind, die bei einer gewissenhaften Durchsicht der Übersetzung den Weg ins Buch nicht hätten schaffen dürfen.

1. Zu Beginn des 6. Kapitels, Heyne-Ausgabe S. 158, ist in einem Abschnitt über die Illusionen »konspirativer Emigranten« in München von »russischen Besatzern« die Rede, wo im Original »Bolshevik usurpers« steht, ein Mißverständnis des Übersetzers, das den ganzen Absatz in Mitleidenschaft zieht: »Vor dreißig Jahren« meint hier die Zeit nach der Revolution und nicht nach dem 2. Weltkrieg.

2. HA S. 176 wird vom »Ersatzmagazin« eines Revolvers gesprochen. Von den Faustfeuerwaffen haben Magazine nur die Pistolen; für Revolver wurden erst in jüngerer Zeit sogenannte Schnell-Lader (Speed-Loader) entwickelt. Im Original steht »spare cylinder«, also Ersatztrommel.

3. Zu Beginn von Kapitel 8, S. 233f., 239 wird mehrfach der Begriff »Mittlerer Osten« verwendet, ein politischer Terminus aus dem Angelsächsischen, dem hier das deutsche »Naher Osten« entspricht.

4. Der angesichts der Tatsache, daß es sich bei Smiley und seinem Schöpfer um Germanisten handelt, vielleicht unangenehmste Fehler ist die Übersetzung von Heines »proverbial pine« mit Kiefer (Anfang Kap. 9, HA S. 276), weil es sich in diesem Fall eindeutig um den Fichtenbaum aus dem *Buch der Lieder* (Lyrisches Intermezzo, Nr. XXXIII) handelt.

Die Übersetzungen von Werner Schmitz finde ich übrigens sehr gut, sie scheinen mir den Ton Le Carrés so genau zu treffen, wie das im Deutschen möglich ist. Und für den Fall, daß Sie die Redaktion der nächsten Le-Carré-Übersetzung außerhalb Ihres Hauses vergeben wollen, möchte ich Ihnen hiermit meine Dienste anbieten.

Mit freundlichen Grüßen

*

Köln, den 30. 6. 1994

Sehr geehrter Herr Stremmel,

als »waffenunkundige« Lektorin möchte ich mich herzlich für Ihre Hinweise zu den John Le Carré-Übersetzungen bedanken. Die Korrekturen werden wir

na? na?

natürlich bei der nächsten Auflage berücksichtigen.

Leider muß ich Ihnen bezüglich Ihrer Anfrage, die nächste Le Carré-Redaktion zu übernehmen, absagen. Die Übersetzungen werden grundsätzlich im Haus redigiert.

Nochmals vielen Dank.

Mit freundlichen Grüßen

Bärbel Flad

*

18. 7. 1994

Sehr geehrte Frau Flad,

vielen Dank für Ihren Brief vom 30. Juni. Verstehe ich Sie richtig, daß Ihr Verlag Fehler von der Art der sprichwörtlichen Kiefer in Kauf nimmt, damit vom Grundsatz, wonach Übersetzungen im Haus redigiert werden, nicht abgewichen wird? Als fremdsprachiger Autor Ihres Verlags wäre ich über eine solche Einstellung nicht besonders glücklich.

Der Bescheid, den Sie mir geben, wurde mir übrigens auch von einer Lektorin des Rowohlt-Verlags erteilt. Trotzdem hat mich Michael Naumann ein Jahr später gebeten, die Übersetzung von Nabokovs *Gabe*

für ein Pauschalhonorar von 2.500 Mark (was bei einem Roman von knapp 600 Seiten auf einen Stundenlohn von rund vier Mark zwanzig hinausläuft; verlangt und bekommen habe ich dann 3.000 Mark)

durchzusehen. Besondere Autoren verlangen mitunter besondere Maßnahmen. Sollten Sie sich im Fall Le Carré dazu entschließen, Ihren Grundsatz zu revidieren, denken Sie bitte an mich.

Mit freundlichen Grüßen

*

Köln, den 30. August 1994

Sehr geehrter Herr Stremmel,

Ihren Brief vom 18. 7. 1994 fand ich nach meiner Rückkehr aus dem Urlaub vor. Glücklicherweise haben Sie mich nicht ganz richtig verstanden: einerseits werden auch weiterhin Autoren wie John Le Carré hier im Haus redigiert, andererseits habe ich mir aber Ihren Namen notiert – unter der Kategorie »Waffenspezialist«. Sie sehen, ganz so leichtfertig, wie es offensichtlich klang, gehen wir hier nicht mit den Texten unserer Autoren um.

Mit freundlichen Grüßen

Bärbel Flad

Lektorat

*

6. 9. 1994

Sehr geehrte Frau Flad,

das ist jetzt das zweite Mal, daß Sie mich zum Waffenspezialisten stempeln, und das ist mindestens einmal zuviel. Lediglich einer der vier Ihnen (aus einer größeren Auswahl) genannten Fehler fiel in diesen Bereich, die anderen betrafen die sicher weiteren Felder Geschichte, Politik, Literatur. Wer immer die Übersetzung von Herrn Schmitz durchgesehen hat, hat nicht nur über Waffen nicht Bescheid gewußt.

Über Heines »sprichwörtliche Kiefer« wegzulesen und sich dabei zu denken, sie wird schon irgendwo bei ihm herumstehen und wenn nicht, ist es mir auch egal: Das halte ich für leichtfertig; bzw. da auch hier zeitliche und organisatorische Probleme mitspielen werden, die Politik eines Verlags, der für Le-Carré-Romane einen sechsstelligen Werbeetat einplant, aber einen vierstelligen Betrag für eine Redaktion, die ihren Namen verdient, nicht springen lassen will.

Sie dürfen diesen Brief auch gern Ihrem Verleger zeigen, der vermutlich der richtige Adressat wäre.

Mit freundlichen Grüßen

*

Gut vier Jahre später – ein »Waffenspezialist« wurde anscheinend in dieser Zeit nicht gebraucht – kam es im Januar 1999 zu einer kurzfristigen Zusammenarbeit, »Fahnenkorrektur« – die Herstellerin bittet darum, »Umbruch verändernde Korrekturen, sprich umfangreiche Ergänzungen oder Streichungen im Text zu vermeiden« – einer gut abgehangenen Übersetzung von Don DeLillos Running Dog, *die der Verlag nach dem offenbar überraschenden Erfolg von* Unterwelt *doch noch auf den Markt zu werfen beschloß. Außer den beiden in meinem nächsten Brief erwähnten Fehlern ist mir noch die Wendung »gut abgehangene Black Panthers« für* »well-hung Panthers*« in Erinnerung. Bei dieser Gelegenheit wurde auch vereinbart, daß ich die Übersetzung des neuen Romans von Bret Easton Ellis redigiere.*

*

19. 4. 1999

Lieber Herr Stremmel,

leider komme ich erst heute dazu, Ihnen wegen Bret Easton Ellis Bescheid zu geben – vorher sind wir hier durch die Vorbereitung der Leseexemplare zu keinem klaren Gedanken fähig gewesen.

Es sieht nun so aus, daß wir die Anweisung erhalten haben, die Außenlektorate auf ein absolutes Minimum zu beschränken, und da alle meine Titel – außer Ellis – Leseexemplare geworden sind, die sofort fertiggestellt werden mußten, kann ich mich nunmehr selbst um Ellis kümmern.

Es tut mir leid, daß wir Ihnen diesen Autor nicht anvertrauen können, und ich möchte Sie um Entschuldigung bitten für diese späte Nachricht. Wir werden aber an Sie denken, wenn es wieder einmal hier einen Engpaß geben sollte.

Mit freundlichen Grüßen

Bärbel Flad

*

21. 5. 1999

Liebe Frau Flad,

leider komme ich erst heute dazu, mich für Ihren Absagebrief vom 19. April zu bedanken. Auch ich finde es schade, daß Sie mir *Glamorama* nicht anvertrauen dürfen – nicht nur meinetwegen, sondern auch um Ihret- und des Buches willen. Es sollte umgekehrt sein: Mitglieder des Lektorats sollten nur in Ausnahmefällen Übersetzungen redigieren; sie sollten den Kopf für andere Dinge frei haben. Die gute Übersetzung eines Romans von 400 Seiten richtig zu redigieren, nämlich Satz für Satz, kostet mindestens vier Wochen. Das ist mein Erfahrungswert nach etwa zehn Jahren. Wenn man diese Zeit aus verschiedenen Gründen nicht hat – und ich habe noch keine Verlagslektorin, keinen Verlagslektor kennengelernt, die sie gehabt hätten – , dann riskiert man, daß in der deutschen Ausgabe des Romans eines ambitionierten Bestsellerautors Heines sprichwörtliche Kiefer stehenbleibt, wo allenfalls ein Fichtenbaum stehen dürfte, oder, um ein jüngeres Beispiel zu nehmen, für »*big time mob figures*« »Pöbelhelden« und für »*My schedule's a super bitch*«: »Auf meinem Terminplan steht eine Superbraut.«

Daß ein Verleger, der trotz dem Verkauf eines großen Teils seines Verlags offenbar keine Mark für eine neue Klingel an der Haustür übrig hat, auf die sprachliche Qualität seiner Bücher so wenig Wert legt, daß er lieber derartige Fehler in Kauf nimmt, als sich ein Honorar für ein Außenlektorat zu leisten, ist ein Armutszeugnis ganz besonderer Art, das ihm vor einer größeren Öffentlichkeit ausgestellt werden sollte.

Mit freundlichen Grüßen

3 DUMONT Buchverlag

Presse & PR

Amsterdamer Straße 192

50735 Köln

Köln, im Dezember 2000

Liebe Kolleginnen und Kollegen in den Medien,

vor Ihnen liegen die Vorschauen für das DuMont Literatur- und Kunstprogramm im Frühjahr 2001

[...]

Warum ist dieser Kerl nicht berühmt? wundert sich »The Literary Mail« und meint den amerikanischen Schriftsteller Kem Nunn, von dem nun erstmals ein Roman auf Deutsch vorliegt. Schließlich sei *Wo Legenden sterben* »ein Buch über starke, dunkle Gefühle« und eine »unwiderstehliche, tragische, gewaltige Geschichte«.

[...]

Es grüßt Sie herzlich

Barbara Romeiser

Ltg. Presseabteilung

*

Ein Fax als Angel, ein Titel als Köder:

23. 1. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

in der vorletzten Woche erhielt ich von Ihrer Presseabteilung die Vorschau für das Literatur- und Kunstprogramm Ihres Verlags zugesandt. Ein Titel fiel mir dabei ins Auge: *Wo Legenden sterben* von Kem Nunn. Von Nunn kenne ich einen schönen Roman, *Tapping the source*, der vor mehr als zehn Jahren bei Ullstein auch auf Deutsch (*Nacht über Surf City*) erschienen ist.

Ich arbeite seit mehr als zehn Jahren als Übersetzer und Lektor für verschiedene Verlage, vor allem für Heyne (Stephen King, Thomas Harris, John Grisham) und Goldmann (Elmore Leonard, Neal Stephenson, Dan Simmons), und würde gern auch für Sie Übersetzungen aus dem amerikanischen Englisch redigieren. Damit Sie beurteilen können, was von meiner Arbeit zu halten ist, schlage ich Ihnen vor, daß Sie mir ein Exemplar von Nunns Roman schicken und Sie im Gegenzug von mir ein kurzes Gutachten zur Übersetzung erhalten.

Mit freundlichen Grüßen

*

Noch am selben Vormittag rief Christian Döring bei mir an, sehr interessiert an der Nacht über Surf City*, ob er das nicht mal sehen könne, worauf ich anbot, mein Exemplar am Nachmittag im Luftlinie etwa vier Kilometer entfernten Verlag vorbeizubringen, wofür ich im Gegenzug Druckfahnen des ersten Kapitels von* Wo Legenden sterben *zur Durchsicht erhalten sollte. Falls eine weitere Überarbeitung nötig würde, sollte ich das machen; es müsse nur gewährleistet sein, daß der Film am 20. Februar bei der Herstellung vorliege. Beim Portier wartete ein Umschlag auf mich.*

*

[23. 1. 2001]

[das Folgende handschriftlich]

CHRISTIAN DÖRING

Lieber Herr Stremmel,

anbei also das erste Kapitel und die Originalversion.

Danke – besonders für *Nacht über Surf City.*

Ich melde mich umgehend.

Schöne Grüße

Ihres Döring

*

5. 2. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

Sie ließen mir durch einen Ihrer Mitarbeiter mitteilen, daß Sie an meiner Mitwirkung bei der deutschen Ausgabe der *Dogs of Winter* nicht interessiert sind, aus terminlichen Bedingungen, die sich kurz zuvor bei unserem Telefongespräch noch anders darstellten und die auch während des Gesprächs mit Herrn Ländle (?) noch einmal um zwei Tage dramatischer wurden, und sind offenbar nicht einmal an den Fehlern interessiert, die mir neben dem »knappen Wind« für das *narrow window* des Originals im ersten Kapitel aufgefallen sind, geschweige denn an der Korrektur der rund 40 ähnlichen Kalibers, die sich hochgerechnet noch in Ihrer Übersetzung befinden werden.

Das finde ich auch aus dem Grund bedauerlich, weil es Ihre Verbindlichkeit zuvor in einem anderen Licht erscheinen läßt, als hätten Sie mich vier Stunden meiner Arbeitszeit investieren lassen, um Hand auf ein Buch legen zu können, von dessen Existenz Sie bis vor knapp zwei Wochen nichts wußten. Ich hätte daher gern, wie ich Herrn Ländle bereits am Freitagmorgen mitteilte, mein Buch so rasch wie möglich und nach Möglichkeit unkopiert zurück.

Diesen Brief schreibe ich nur, weil es heute morgen nicht in der Post war. Sie werden sicher eine Möglichkeit finden, es mir spätestens morgen zustellen zu lassen.

Mit freundlichen Grüßen

*

Köln, den 7. Februar 2001

Lieber Herr Stremmel,

von Autorenbesuchen kehre ich erst jetzt an meinen Schreibtisch zurück und muß bedauern, daß es Ihrerseits zu einer Verstimmung gekommen ist. Das mir von Ihnen unterbreitete Angebot einer Proberedaktion im Blick auf *Dogs of Winter* hat mich, wie Sie wissen, erfreut und ich bin gerne darauf zurückgekommen, Ihre unbestrittene Kompetenz in Anspruch zu nehmen. Und genauso war und bin ich Ihnen dankbar dafür, daß Sie uns *Nacht über Surf City* zur Verfügung gestellt haben, die Bibliotheksausleihe wird noch ihre Zeit brauchen. Als wir miteinander telefonierten, habe ich Ihnen gesagt, daß ich unseren sehr, sehr engen Produktionsablauf mit der Herstellung noch einmal besprechen muß, damit die unabdingbar notwendige Auslieferung gewährleistet ist. Das habe ich in Rücksprache mit meinem Kollegen Jo Lendle getan, der seinerseits zusammen mit dem Übersetzer Herrn Holzrichter das Lektorat von *Dogs of Winter* übernommen hat. An diesem Punkt war ich zu optimistisch, denn vom Terminkalender war die Überlegung, Sie noch um ein zweites Lektorat zu bitten, nicht möglich. Und an dieser Stelle hat Jo Lendle mit Ihnen telefoniert: offenkundig Quelle von Mißverständnissen und ihrer Verstimmung. Natürlich

natürlich

kann keine Rede davon sein, daß ich an Fehlern in der Übersetzung nicht interessiert bin. Aber Herr Lendle hat nicht zum ersten Mal englische Übersetzungen redigiert und ich kann ihm vertrauen, daß wir verantwortungsvoll ein Buch veröffentlichen werden. Bisherige Erfahrungen sprechen dafür. Da ich nun auch keineswegs den Eindruck erwecken möchte, Ihre Arbeitszeit mißbraucht zu haben, schlage ich Ihnen eine Honorierung für die Durchsicht dieser Seiten in Höhe von DM 150 vor. Und mir würde es Freude bereiten, Sie könnten bei einer nächsten Gelegenheit zum Zug kommen. Dafür, daß Sie Ihr Buch noch nicht wieder in Händen haben, entschuldige ich mich.

Mit besten Wünschen

Ihr

Christian Döring

*

8. 2. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 7. Februar. Daß es allein Termingründe sind, die meine Mitwirkung unmöglich machten, ist auch aus dem Grund kaum zu glauben, weil ich Herrn Lendle so weit entgegengekommen war, ihm eine maschinenlesbare Version der redigierten Übersetzung für heute zuzusichern – dann wäre nicht nur der von Ihnen genannte 20. Februar, sondern auch der 18. oder der 16., die von Herrn Lendle alternativ genannt wurden, für die Ablieferung des Films kein Problem gewesen.

Für die DM 150, die Sie mir für die Durchsicht der Seiten anbieten, haben Sie eine kurze Auflistung meiner Vorschläge zur Redaktion verdient, nach Seiten- und Zeilenzahl:

9, 9: Wäre er cooler gewesen, hätte er

11f: war nicht mehr cool. -2: Traumjob

13, 4: Witz von einem Haarschnitt

14, 5f: das man in den Hochzeitskapellen von Santa Ana nicht zu spüren bekam. -1: »Geschenkt.«

15, 1: ihn mal bei 2: »Was du nicht sagst.« 8: der Shot war 10: lustlos 14f: Surfen die eine Sache, gute Shots zu kriegen eine ganz andere 17f: eine knappe Sache

19, -2: wo amerikanische Ureinwohner

20, -2f: Jones religiös geworden ist.

21, 7: sind mit von der Partie.

22, -13: und am Ball bleiben

23, 5: als ihm klar wurde, 9f: das Gesicht zu wahren.

[die unterstrichenen Vorschläge wurden übernommen]

Grundsätzlich muß, wie gesagt, der Swell maskulin konjugiert werden, und für Schuß in der Bedeutung Foto sollte man Shot setzen

Mit freundlichen Grüßen

*

20. 3. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

am 7. Februar stellten Sie mir für meine Mitwirkung an der in Ihrem Verlag erscheinenden deutschen Ausgabe von *Dogs of Winter* ein Honorar von DM 150 in Aussicht, das ich am nächsten Tag in einem Fax unter Angabe von BLZ und Kontonummer zuzügl. 16% MwSt akzeptierte. (Ich hoffe doch, dieses Schreiben mit den anschließend aufgelisteten Verbesserungsvorschlägen hat Sie erreicht.) Inzwischen sind sechs Wochen vergangen, und das Geld ist, soweit ich sehe, nicht auf meinem Konto eingetroffen. Vielleicht können Sie sich darum kümmern?

Ist das Buch inzwischen erschienen?

Mit freundlichen Grüßen

*

Köln, den 21. 03. 2001

Sehr geehrter Herr Stremmel

verflixt – muß ich da rufen. Natürlich

natürlich

sollte diese Honorierung längst eingegangen sein. Auch wenn der Weg über die Buchhaltung bis zu Ihrem Konto seine zwei, drei Wochen in Anspruch nimmt. Ich werde nachfragen. Kem Nunns Roman ist am Montag ausgeliefert worden, das Exemplar für Sie ist schon vorgemerkt und geht bei Eintreffen der Belegexemplare hier im Verlag an Sie auf den Weg.

Meine guten Wünsche für Sie kommen dazu.

Ihr

Christian Döring

*

9. 4. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

vielen Dank für Ihren Brief vom 21. März und das Belegexemplar, das kurze Zeit später hier eintraf. Es ist ein schönes Buch geworden, und ich wünsche ihm viele Leser und Käufer. Es wäre allerdings um einiges besser geworden, wenn Sie mich die Übersetzung rasch hätten durchsehen lassen.

Das habe ich nun gemacht, in anderthalb Tagen, und festgestellt, daß einige so überflüssige wie ärgerliche Fehler die hausinterne Lektorierung überstanden haben. So steht auf Seite 313: »Dafür brauchst du erst mal ‘nen Fahrschein« – ein Satz, der in dieser Situation keinen Sinn macht, geschweige denn einen witzigen – anstatt: Dafür mußt du erst mal ‘nen Strafzettel kriegen. Außerdem

der Waffenspezialist gibt einfach keine Ruhe

steht dort ungefähr zehnmal Flinte, wo es sich eindeutig um ein weit tragendes Gewehr mit einem gezogenen Lauf handelt – für jeden, der nur ein bißchen von Waffen versteht, ein Graus.

Vielleicht ziehen Sie ja für eine hoffentlich bald notwendige zweite Auflage doch noch eine Redaktion der Fahnen in Betracht, die den Seitenumbruch unangetastet ließe.

Mit freundlichen Grüßen

*

9. 12. 2001

Sehr geehrter Herr Döring,

gerade heute hatte ich Gelegenheit, dem Filmredakteur der »Frankfurter Rundschau« den bei Ihnen erschienenen Roman Kem Nunns für seine Weihnachtsempfehlungen nahezulegen – was mich daran erinnerte, daß Sie mir seinerzeit, am 7. Februar, eine Mitarbeit »bei einer nächsten Gelegenheit« in Aussicht gestellt hatten. Es wäre schön, wenn es diesmal nicht wieder an sehr engen zeitlichen Rahmenbedingungen scheitern würde.

Außerdem bin ich in der glücklichen Lage, Ihre Aufmerksamkeit auf einen interessanten amerikanischen Schriftsteller lenken zu können, der im Moment von keinem deutschen Verlag vertreten wird. Er hat eine in den USA viel beachtete Serie von *crime novels* geschrieben, die lose um einen Detective Sergeant in Detroit gruppiert sind und die ich Ihnen deshalb empfehle, weil ich gesehen habe, daß Ihre Kriminalbibliothek mittlerweile auch neuere Hard-boiled-Ware umfaßt. (Sollte ich mich mit diesen Romanen unmittelbar an Professor Neuhaus wenden?) Jon A. Jackson hat außerdem einen historischen Roman geschrieben, der im Schicksalsjahr 1917 in Montana spielt und der vielleicht für Ihr allgemeines Programm von Interesse ist.

Mit freundlichem Gruß

(PS vom 4. 1. 2002:)

Ob Sie wohl zumindest meine Fragen beantworten und ggf. eine Adresse für Herrn Neuhaus angeben können?

Mfg

*

Köln, den 15. Januar 2002

Lieber Herr Stremmel,

Sie scheinen ein ungeduldiger Mann zu sein. Ich danke Ihnen für Ihren Hinweis und die Erinnerung an Ihre Wünsche aus dem Monat Dezember und ich danke auch für die Erinnerung vom Anfang des Monats. Sie wissen, daß wir aus dem Englischen bzw. Amerikanischen nur wenig übersetzen und auch feste Zusammenarbeiten pflegen. Ich habe Sie also keineswegs vergessen, aber ich sehe auch nicht die nächste Gelegenheit.

Ihrer Empfehlung von John A. Jackson gehen wir

na? na? na?

natürlich nach, wiewohl historische Romane sich für uns auf den ersten Blick nicht nahe legen.

Mit schönem Gruß

Ihr

Christian Döring

*

18. 1. 2002

Lieber Herr Döring,

vielen Dank für Ihren Brief vom 15. Januar. Ich weiß nicht recht, was Sie mit der »Erinnerung an Ihre Wünsche« meinen, wollte eigentlich nach zehn Monaten nur wissen, wie verbindlich Sie es seinerzeit verstanden hatten, als Sie mir eine Mitarbeit »bei einer nächsten Gelegenheit« in Aussicht stellten. Offenbar nicht sehr. Nach 15 Jahren in diesem Geschäft bin ich immer noch blauäugig genug anzunehmen, daß festangestellte Lektoren sich über Mitarbeiter freuen, die ihnen die Veröffentlichung einer ziemlich einwandfreien Übersetzung garantieren können.

Außerdem wollte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Empfehlung von Kem Nunns Roman in der FR lenken – hat sie sich vielleicht auf die Verkaufszahlen ausgewirkt? – und Ihnen den Autor Jon A. Jackson vorstellen. Hier nun scheint ein kleines Mißverständnis vorzuliegen, an dem ich nicht ganz unschuldig bin: Ich habe nicht ausdrücklich erwähnt, daß ich Jacksons Agent für den deutschsprachigen Raum und daher in der Lage bin, Ihnen gegebenenfalls Leseexemplare seiner Romane zur Verfügung zu stellen – deshalb meine Frage, ob ich mich mit den *crime novels* unmittelbar an Herrn Neuhaus wenden soll.

Und meine Ungeduld in diesem besonderen Fall – aus unserem bisherigen Briefwechsel sollte hervorgehen, daß ich grundsätzlich kein »ungeduldiger Mann« bin, Sie andererseits sehr viel schneller reagieren können, wenn Sie es für angebracht halten – rührt einfach daher, daß der zuständige Lektor des Heyne Verlags, den ich etwa zur gleichen Zeit angeschrieben hatte, seit 14 Tagen *Deadman* von Jackson vorliegen hat.

Mit freundlichem Gruß

*

Hierauf erfolgte weder eine weitere Nachfrage, noch die Bitte um ein Leseexemplar oder auch nur die Angabe der gewünschten Adresse (nachdem man das Interesse an dem empfohlenen Autor hinreichend dadurch dokumentiert hatte, daß man lieber ohne viel Federlesen eine falsche Schreibweise des Vornamens vermutete, als mal einen Blick ins Internet zu werfen).

Was statt dessen erfolgte, auf S. 22f des Herbstprogramms 2002, war die Ankündigung eines Romans »voll Hitze und Gischt: die verzweifelte Suche eines Jungen, der früh in eine Welt gerät, in der es nur die Entscheidung zwischen Zaudern und Aufbegehren gibt« – eine merkwürdige Antiklimax für einen PR-Text – , nämlich Kem Nunns Wellenjagd, *etwa 330 Seiten, gebunden, Originaltitel:* Tapping the Source, *übersetzt aus dem Englischen von Herbert Schuster – die ehemalige* Nacht über Surf City *mit anderen Worten, eine zwölf Jahre alte Übersetzung, von deren Existenz man bei DuMont noch vor gut einem Jahr nichts wußte und die vielleicht sogar von meinem Exemplar eingescannt wurde, jedenfalls ohne daß der mit besten und guten Wünschen nicht geizende Lektor sich durch Wahrnehmung der nächsten Gelegenheit eine Freude bereitet oder auch nur durch ein Belegexemplar des offenbar unverändert nachgedruckten Texts für einen Hinweis erkenntlich gezeigt hätte, ohne den es zu dieser Neuauflage wohl nicht gekommen wäre.*

Natürlich gibt es – in geringerer Bandbreite als bei den Blondinen (»and it is almost a joke word nowadays«*, 1954) – auch in dieser Branche solche und solche, und welche die Regel und welche die Ausnahme sind, ist noch nicht raus. Aber daß Zweifel angebracht sind, wenn sich in ihren Briefen das ominöse Wort irgendwie hinter ihrem Rücken einstellt, daß Ehrlichkeit Glückssache ist und Freundlichkeit andere Gründe hat; und daß zumindest mancher, wenn es aus dem einen oder anderen Grund nicht brennt, gern demonstriert, wie geduldig er ist und wie lang der Hebel, an dem er sitzt, und je länger desto lieber – soviel scheint doch vorab gesagt werden zu können.*

Jochen Stremmel schrieb in KONKRET 6/98 über den deutschen Elmore Leonard

Konkret 05/03, S. 46

Magnus Klaue

Trümmerliteratur

Die Kritische Ausgabe der Werke Else Lasker-Schülers befreit die Autorin vom Image der kindlich-verspielten, unpolitischen Dichterin.

Als 1962 im Kösel-Verlag der dritte Band von Else Lasker-Schülers *Gesammelten Werken* mit einer Auswahl bislang nicht publizierter Exilschriften erschien, blieben weite Teile des Nachlasses unberücksichtigt. Weder die für Lasker-Schülers späte Schaffensphase charakteristischen Stegreif- und Nonsens-Gedichte noch die als »pathologisch« diffamierten, kryptischen Passagen ihres Jerusalemer Schauspiels *IchundIch* wurden in die Edition aufgenommen. Herausgeber Werner Kraft berief sich zur Begründung seiner Auswahl auf Äußerungen des Lasker-Schüler-Freundes Ernst Ginsberg, der ihn 1958, dreizehn Jahre nach Lasker-Schülers Tod, gebeten hatte, »im Interesse des Angedenkens und des unzerstörten Bildes der Lasker« von einer Veröffentlichung des Nachlaßdramas abzusehen, das ihm als »sprachliche und geistige Trümmerstätte« erschien. Daß Lasker-Schüler diese Worte womöglich als zutreffende Beschreibung ihres ästhetischen Verfahrens gewertet hätte, konnten sich weder Kraft noch Ginsberg vorstellen. Über den in Briefen formulierten Wunsch der Autorin, ihr Drama nicht nur drucken, sondern auch zur Aufführung bringen zu lassen, setzten sich ihre Freunde in hagiographischem Eifer hinweg.

Die Folgen dieser Entscheidung sind bis heute spürbar. Noch in der 1970 von Margarete Kupper für das Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft besorgten Edition von *IchundIch*, die Grundlage aller bisherigen Leseausgaben war, wurden syntaktische »Fehler« getilgt und vermeintliche »Verschreibungen« korrigiert. Wer verläßliche Informationen über Lasker-Schülers Nachlaßwerk einholen wollte, mußte auf die Originale in der Jerusalemer Universitätsbibliothek zurückgreifen.

Grund für diese posthume Zensur war nicht nur eine kollektiv akzeptierte Norm dessen, was als »Exilliteratur« zu gelten habe (Gedichte über Micky-Maus-Filme, Himbeereis und Bouillon gehörten ebenso wenig in diesen Kanon wie *IchundIch*, das die NS-Führungsclique als Chargen eines grotesken »Welttheaters« inszenierte), sondern auch das Bedürfnis, Lasker-Schüler im Rahmen eines Versöhnungsdiskurses rückwirkend »einzudeutschen«. Besonders tat sich hierbei der von der Autorin halb liebevoll als »Barbar« titulierte Kollege Gottfried Benn hervor, der die Dichterin 1952 in einer Rede als »größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte«, pries und ihr attestierte, in ihrem Werk realisiere sich die »völlige Verschmelzung des Jüdischen und des Deutschen«.

Die angebliche »Verschmelzung« sollte die von der deutschen Nachkriegsgesellschaft herbeigesehnte »Versöhnung« von Tätern und Opfern ästhetisch legitimieren. Auch sonst sind in Benns Vortrag alle Klischees versammelt, die in den folgenden Jahrzehnten das öffentliche Bild Lasker-Schülers bestimmen sollten: der »exhibitionistische« Charakter ihrer Selbststilisierungen zu Ich-Figurationen wie dem »Prinzen von Theben« und »Tino von Bagdad«, ihre »orientalische« Phantasie, die sich in der Vorliebe für exotische Kostümierung niederschlug, sowie ihre »Kindlichkeit« – Benn berichtet, ihr Zimmer sei mit Spielzeug, Puppen und »Krimskrams« vollgestopft gewesen.

Erst seit Mitte der neunziger Jahre bemüht sich die Literaturwissenschaft, diese verniedlichende Wahrnehmung zu korrigieren. Mit der historisch-kritischen Werkausgabe, die nun vollständig im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp vorliegt, bewegt sich die Lasker-Schüler-Forschung auch philologisch erstmals auf sicherem Boden. Die sich in jüngeren Publikationen bemerkbar machende Tendenz, die Dichterin von allen ihr früher zugeschriebenen Attributen freizusprechen und sie zu einer Art avantgardistischer Prophetin zu erklären, die postmoderne Bricolage-Techniken vorweggenommen habe, ist allerdings ebenfalls fragwürdig. Das »Versöhnliche«, »Verspielte« und »Kindliche« hat durchaus seinen Ort in Lasker-Schülers Werk, nur eben nicht dort, wo Benn es verharmlosend situierte.

Studieren läßt sich das »kindliche« Element von Lasker-Schülers frühen Arbeiten aus der Berliner Bohème-Zeit anhand ihres Lyrikbandes *Theben*, der 1923 in 250 teils handkolorierten Exemplaren erschien und zehn schon früher publizierte Gedichte in neuer Zusammenstellung enthält. Nun hat Ricarda Dick, ebenfalls im Jüdischen Verlag, die Reproduktion eines der *Theben*-Originalexemplare herausgegeben. Das großformatige, exotistisch kolorierte Heft – Lasker-Schüler nennt es in einem Brief an den amerikanischen Schwiegersohn ihrer Schwester ein »verry large Luxusbook / verry verry beautiful a *Schmuck*« – verdeutlicht, wie wichtig der Rückgriff auf Originaldrucke für das Verständnis von Lasker-Schülers Werk ist. *Theben* bezieht sich mit seinem Verfahren, auf jeder Doppelseite Bild und Autograph des Gedichts gegenüberzustellen, ebenso auf die Ästhetik von Kinderbüchern wie auf die Tradition quasi-privater, nur im Freundeskreis zirkulierender Kunstbücher, die im Fin de Siècle als Mittel zur Abgrenzung gegen die »Massenkultur« an Bedeutung gewannen. Das großformatige Blockbuch, in vorbürgerlicher Zeit eine übliche Publikationsform, wurde mit dem Entstehen des modernen Literaturbetriebs Markenzeichen des »Kostbaren«, »Edlen« im Gegensatz zum Taschenbuch (vgl. Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches.* Frankfurt/Main 1989).

Mit Elitarismus hat Lasker-Schülers ästhetisches Verfahren jedoch wenig gemein. Von einigen expressionistischen Bekenntnisgedichten abgesehen, hat sie schon früh im Modus der spielerischen »Selbstverdoppelung« einen Gegenentwurf zum bürgerlichen, als Eigentumsverhältnis definierten Modell von »Autorschaft« entworfen und zu leben versucht. Indem sie sich als »Jussuf, Prinz von Theben« und »Tino von Bagdad« eine neben ihrer biographischen Rolle gleichberechtigt existierende, fiktionale Identität schuf und auch ihren Freunden den Status literarischer »Spielfiguren« verlieh, machte sie sich und andere zu lebenden »Bewohnern« des eigenen Werks. *Theben* ist »Paolo Pedrazzini, dem Dogen von Locarno« gewidmet – Lasker-Schülers Kunstname für den Kommunalrat von Locarno, den sie 1918 kennengelernt hatte. Was Benn als Zeichen kindlicher Unreife abgetan hätte, muß als Strategie begriffen werden, um die im bürgerlichen Konzept von »Autorschaft« vorausgesetzte Trennung von Autor und Werk, die letzteres als verlegerisch verwertbares »geistiges Eigentum« des ersteren definiert, aufzuheben zugunsten eines ständigen Austauschs zwischen Fiktion und Biographie.

Der Bezug von Lasker-Schülers Publikationen auf einen erlesenen Freundeskreis darf also nicht als Georgesche Verachtung der »Masse« mißverstanden werden. Eher handelt es sich um einen Versuch, die eigenen Werke den üblichen Distributionswegen zu entziehen und eine andere Form des Austauschs zu etablieren, die die Marktmechanismen sprengt. Auch die Referenz zum bebilderten »Kinderbuch« gestaltet sich weniger harmlos, als es die naive Lesart unterstellt. Häufig bilden die Lithographien Titelfiguren einzelner Gedichte wie »Jussuf« oder »Marie von Nazareth« ab, die durch die kindliche und ornamentale Gestaltung (»Schmuck«) ihrer mythischen Überhöhung beraubt und »auf Augenhöhe« verkleinert werden. Dem Gedicht »Gott hör ...« ist die Zeichnung »Jussuf geht zu Gott« zugeordnet, die in einfachen Linien den wandernden »Prinzen von Theben« darstellt, zugleich aber »Gott« in einer für Lasker-Schüler typischen Geste jeden metaphysischen Nimbus raubt und ihn zum menschlichen Gegenüber »verniedlicht«, zu dem jeder »gehen« kann. Das Gedicht »Meine Mutter«, ein Epitaph auf die tote Mutter, wird vom Bild »Jussuf modelliert seine Mutter« illustriert, das den Gehalt des Gedichts zurücknimmt, die »Mutter« bildnerisch neu erschafft. Gleichzeitig ist es ein Hinweis auf den artifiziellen Charakter der Mutter-Gestalt, die nicht biographisch, sondern als Kunstprodukt der literarischen Figur »Jussuf« begriffen wird.

Ein anderes Motiv der *Theben*-Lithographien gewinnt im *Hebräerland*, das im Schweizer Exil entstand, Bedeutung: der Topos des »wilden Juden«, womit nicht einfach der nicht assimilierte Teil des Judentums gemeint ist, sondern das Ostjudentum als eine innerhalb der jüdischen Gemeinschaft marginalisierte Gruppe. Die das frühere Werk kennzeichnende Hochachtung der Ostjuden, die angesichts ihrer Armut und zugleich immensen Intellektualität ähnlich wie bei Kafka zum bevorzugten Gegenstand poetologischer Selbstreflexion werden, weicht im Exilwerk einer negativen Haltung, wenn der jiddische »Jargon« als »mauschelndes Wort«, als »im entfremdeten Munde« verstümmelte Sprachform disqualifiziert wird, die im »Hebräerland« des Buches von niemandem gesprochen wird.

Nun ist *Das Hebräerland* weder ein Traktat noch ein Reisebericht (»nit literarisch oder sozialökonomisch oder so was langweiliges«, wie Lasker-Schüler sagt), sondern im strengen Sinn des Märchens der Versuch einer imaginären »Aufhebung« realer Widersprüche in einem poetischen Land, das zum Nachfolger des Reiches »Theben« avanciert. Zugleich formuliert es eine radikale Antwort auf den Antisemitismus. Ähnlich wie Karl Kraus reagiert Lasker-Schüler auf die Erfahrung judenfeindlicher Stereotype mit einer Ablehnung alles typisch »Jüdischen«. Auch philosemitisch ist die Berufung auf »das Jüdische« unmöglich geworden: »Wir müssen das Wort Jude abschaffen, sie sollen wieder Hebräer werden.« Diese »Versöhnung«, um die *Das Hebräerland* kreist, wird allerdings einer Märchenwelt zugeschrieben, womit negativ formuliert ist, daß die Wirklichkeit jede Versöhnung unmöglich macht.

Lasker-Schülers poetische Sprache der Exilzeit gleicht denn auch eher dem »verstümmelten«, »mauschelnden« Wort. Die Fehlschreibungen, erzwungenen Reime und kindlichen Wortspiele, die ihre späte Lyrik ebenso wie das Schauspiel *IchundIch* prägen, machen das nun erstmals zu überblickende Nachlaßwerk in der Tat zum »Trümmerfeld«. Anders als die meisten ihrer exilierten Kollegen hat Lasker-Schüler diese »Zertrümmerung« aber nicht nur elegisch beklagt, sondern eine Sprache zu finden versucht, die, statt *über* jene Trümmer zu räsonieren, aus ihnen selbst heraus spricht.

Literatur:

Meike Feßmann: *Spielfiguren. Die Ich-Figurationen Else Lasker-Schülers als Spiel mit der Autorrolle*. Stuttgart 1992

Silvia Henke: *Fehl am Platz. Studien zu einem kleinen Drama im Werk von A. Jarry, E. Lasker-Schüler, M. Fleißer und D. Barnes*. Würzburg 1997

Magnus Klaue: *Liebesspiele. Zur Liebesmotivik in Else Lasker-Schülers »Mein Herz«.* In: *»ZfdPh« 1998, Sonderheft*, S. 80-109

Andrea Krauß: *Zerbrechende Tradierung. Zu Kontexten des Schauspiels »IchundIch« von Else Lasker-Schüler.* Passagen Verlag, Wien 2002, 342 Seiten, 39 Euro

Band 1-5 der Kritischen Werkausgabe Else Lasker-Schülers, hg. v. Norbert Oellers, Heinz Rölleke und Itta Shedletzky, sowie Else Lasker-Schüler: *Theben. Gedichte und Bilder*, hg. v. Ricarda Dick, sind im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp

erschienen.

Konkret 05/03, S. 48

Christel Dormagen

Buch & Deckel

Maxim Biller: Esra. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, 220 Seiten, 18,90 Euro

Will man über Maxim Billers neuen Roman sprechen, sieht man sich sofort in eine alte Streitfrage verwickelt: Darf Literatur Leben nacherzählen und wenn ja, wie exakt? Es ist mir aber zu blöd, mich auf die übliche Freiheit-der-Kunst-Diskussion einzulassen, weil ich Biller damit schon in die Falle gegangen wäre. Außerdem haben andere seine Sache längst zum x-ten Mal aufs edelste in den Feuilletons durchgefochten.

Worum geht es? Zwei Personen haben eine einstweilige Verfügung gegen den weiteren Vertrieb von *Esra* erwirkt, da sie sich darin unangemessen dargestellt sehen. Wer in solchen Fällen den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen. Erst jüngst sah sich ein Bochumer Professor in einem Krimi lächerlich gemacht, mußte erst mal behaupten, daß er gemeint sei, um dann zu klagen, so borniert sei er aber nicht.

Biller hingegen hat die Falle selber ausgelegt, er will den Eklat, schreibt eine – sagen wir mal: bittersüße – Liebesgeschichte in Ich-Form und erweckt dabei den Anschein, er bilde sein privat-reales Leben eins zu eins ab. D.h. der Ich-Erzähler Adam, in Prag geboren, Schriftsteller, Jude, sei identisch mit Maxim B., in Prag geboren, Schriftsteller, Jude, um dann aber auf der, Zitat: »Freiheit der Literatur« zu bestehen: »Esra hatte von Anfang an zu mir gesagt, ich dürfe nie etwas über sie schreiben«; doch er will gefälligst »nicht gesagt bekommen, worüber ich schreiben darf und worüber nicht. Das ist so, als nähme man mir die Luft zum Atmen« (na ja). Vorsichtshalber plaziert Adam sich gleich selber in die allererste Weltkunstliga: »Ich mußte an den Skandal denken, den Thomas Manns erster Roman in seiner Heimatstadt Lübeck ausgelöst hatte.« Spätestens bei diesem Holzhammerhinweis – und der steht schon auf der neunten Seite – dachte ich: Nun mach mal halblang, Junge! Trotzdem geht Billers Kalkül auf: Er hat sich seinen Skandal gebastelt, und er und sein Roman haben es in die literarischen Klatschspalten geschafft.

Was ist nun aber mit dem Roman selber? Erzählt wird die immer wieder gern gelesene Geschichte von den zwei Liebenden, die nicht zueinander kommen können, da Herkunft, Religion, Familie, Beziehungswirrwarr dagegen stehen. Das ganze wirkt schnell und ein wenig nachlässig geschrieben, liest sich ratzfatz weg und bliebe vermutlich nicht groß im Gedächtnis, wenn der Pep des Schlüssellochhaften wegfiele. Darauf wird man jedoch dauernd mit der Nase gestoßen: »Ich möchte, daß eins von Esras Bildern auf den Umschlag dieses Buchs kommt« (tut es aber nicht).

Bleibt der Verdacht, daß es Biller mal wieder nach Krawall gelüstete und er mit der fiktionalen »Esra« einen Köder präpariert hat. Leider hat eine nichtfiktionale »Esra« angebissen, da sie sich mitsamt ihrer Mutter durch den Roman bloßgestellt und diffamiert fühlt. Sie hätte wohl besser geschwiegen, nicht nur um ihret-, sondern auch um Billers wegen. Oder ist es vielleicht noch anders und Maxim und die Alias-Esra haben das Komplott ganz cool gemeinsam geschmiedet?

Konkret 05/03, S. 48

Peter Hetzler

Buch & Deckel

Rolf Pohle: Mein Name ist Mensch. Karin Kramer Verlag, Berlin 2002, 215 Seiten, 18 Euro

Rolf Pohle, Jahrgang 1942, war 1967 Asta-Vorsitzender in München, vertrat als Rechtsreferendar von 1966 bis 1970 wegen politischer Delikte angeklagte Studenten und gründete die dortige Rechtshilfe – ein Vorläufer der späteren Roten Hilfe. 1969 wurde er selber wegen »schweren Landfriedensbruchs« bei einer Demonstration angeklagt und zu 15 Monaten ohne Bewährung verurteilt. 1973 wegen Beschaffung von Waffen, Wohnungen und Polizeiuniformen für die RAF angeklagt und zu sechseinhalb Jahren Haft verurteilt. 1975 im Rahmen der Lorenz-Entführung in den Jemen ausgeflogen. 1976 in Athen erneut verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert. 1978 zu drei Jahren zusätzlicher Haft verurteilt, weil er vor dem Abflug nach Jemen das Lösegeld nachgezählt und festgestellt hatte, daß etwas fehlt. 1982 nach Verbüßung der Gesamtstrafe aus der Haft entlassen. Seit 1985 lebt er als Deutschlehrer, Übersetzer und freier Autor in Griechenland.

Das vorliegende Buch ist ein Interview, das zwei Journalisten 1985 mit Pohle in Griechenland geführt haben. Ein kleiner Ausschnitt daraus ist 1997 in der »Süddeutschen Zeitung« erschienen, der Rest verstaubte in Archiven. 1999 wurde das Interview – unbearbeitet – in Griechenland komplett veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung ist jetzt im Karin Kramer Verlag erschienen.

In dem Text geht es nicht um eine Nabelschau aus dem Innenleben der RAF. Es geht um die politischen Turbulenzen Ende der sechziger Jahre und ihre Folgen. Um die Art und Weise, wie der Staatsschutz unliebsame Aktivisten kriminalisiert. Um die Frage, ob man weiter legal arbeitet oder ob es gesünder ist zu verschwinden, wenn das eigene Gesicht immer öfter die Titelseiten der Zeitungen ziert. Um die Isolationshaft. Und um den Druck, den die Bundesregierung auf ausländische Regierungen ausübt.

Alles in allem ist es, obwohl streckenweise fragmentarisch, ein zeitgeschichtliches Dokument, das einen authentischen Einblick in einen entscheidenden Teil linker Geschichte gibt. Womit sich dieses Buch – bei aller Kritik, die man an einigen der darin entwickelten Positionen haben kann – wohltuend von dem publizistischen Müll abhebt, mit dem die integrierte 68er-Generation zur Zeit ihre Vergangenheit zu entsorgen versucht.

Konkret 05/03, S. 48

Saša Vukadinovic

Buch & Deckel

Mahasweta Devi: Mutter von 1084. Bonner Siva Series, Bonn 2003, 160 Seiten, 12 Euro

Indische Literatur wird in Deutschland kaum wahrgenommen, und so ist auch nicht verwunderlich, daß Mahasweta Devi hierzulande eine Unbekannte ist – obwohl die Schriftstellerin und Aktivistin in Indien wegen ihres Engagements für die Armen hohes Ansehen genießt und seit längerem zudem als Anwärterin auf den Literatur-Nobelpreis gilt.

Im angloamerikanischen Raum war es vor allem Gayatri Chakravorty Spivak, die mit Übersetzungen von Devis Texten zur Rezeption der 1926 geborenen bengalischen Autorin beitrug. Nachdem zwei von Devis Kurzgeschichten Ende der achtziger Jahre in Spivaks eigenem Aufsatzband *In Other Worlds* erschienen waren, folgten später weitere Übertragungen ins Englische, die, stets mit ausführlichen Kommentaren versehen, mehr als bloße Übersetzungen waren. Spivaks postkoloniale Theorieentwürfe fanden in Devis Arbeiten literarische Ergänzung.

Um die deutsche Rezeption voranzubringen, veröffentlicht die Heidelberger Südasiengruppe, bestehend aus deutschen und indischen Südasienforscher/innen, seit wenigen Jahren ausgewählte Werke Devis. Nach *Pterodactylus* (2000) und *Daulati* (2002) liegt jetzt mit *Mutter von 1084* der dritte Roman auf Deutsch vor, dreißig Jahre nach seiner bengalischen Erstveröffentlichung. In Indien ist der Text zwischenzeitlich bereits dramatisiert und erfolgreich verfilmt worden.

Devis Roman spielt vor dem Hintergrund des Naxaliten-Aufstands, der in den späten Sechzigern in der Umgebung des Dorfes Naxalbârî begann. Die lokale Bevölkerung bildete damals Bauernkomitees und rebellierte gegen repressive Großgrundbesitzer, bevor ihre Revolte nach kurzer Zeit niedergeschlagen wurde. Ähnliche Bewegungen formierten sich bis in die frühen Siebziger in ganz Indien. Ihre Militanz richtete sich zunehmend gegen die staatlichen Exekutivorgane, und die Gewaltantwort des Staates kostete mehrere Tausend Menschen das Leben.

Mutter von 1084 schildert einen Tag im Leben der Protagonistin Sujâtâ, der mit der polizeilichen Todesnachricht ihres Sohnes beginnt. Sujâtâ, die nicht wußte, daß ihr Kind Naxalit war, muß erkennen, daß ihre Familie den dissidenten Sohn lieber verleugnet, als um ihn zu trauern.

Devis »radical fiction« ist kühl und desillusionierend – und gerade deshalb nicht »nur« als Literatur, sondern auch als exemplarische Aktion zu verstehen.

Konkret 05/03, S. 49

Jan Süselbeck

Buch des Monats

Karl Gutzkow: Die neuen Serapionsbrüder. Roman. Hg. von Kurt Jauslin. Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte Gesamtausgabe, hg. vom Editionsprojekt Karl Gutzkow. Erzählerische Werke, Bd. 17. 640 Seiten, mit CD-Rom, 33 Euro

Wer läge heute noch auf dem Sopha und läse ruhig einen Roman (...)! Wo sind die Menschen stiller Versenkung und Absperrung gegen die immer, sagen wir es offen heraus, dümmer und dümmer werdende Außenwelt!«, schreibt Karl Gutzkow im Vorwort zur zweiten Auflage seines späten Romans *Die neuen Serapionsbrüder* (1877). Der verblüffend aktuelle Text handelt vom deutschen »Turbokapitalismus« der Gründerzeit im Gefolge des deutsch-französischen Kriegs 1870/71. An den Börsen herrschte die nackte Gier, die Kirche intrigierte in bigotten politischen Zirkeln, und der Nationalismus grassierte. Gutzkow schildert den Niedergang des radikal-kapitalistischen Systems der Ära Bismarck, das in der Wirtschaftskrise von 1873 implodierte und die Reste der aufklärerischen Ziele des deutschen Idealismus erledigte.

Zwei Jahre vor seinem Tod hatte sich der Autor noch einmal der Aufgabe zugewandt, einen panoramatischen Zeitroman zu schreiben, wie er das auf so grandiose Art mit den Romanen *Die Ritter vom Geiste* und *Der Zauberer von Rom* in den 1850er Jahre getan hatte, die Arno Schmidt erst gut hundert Jahre später wieder ins Gedächtnis einer ahnungslosen literarischen Öffentlichkeit hob. Nach 125 Jahren liegen *Die neuen Serapionsbrüder* nun in einer Ausgabe vor, die im Rahmen des verdienstvollen Keeler Gutzkow-Editionsprojekts (www.gutzkow.de) erschienen ist. Im Anhang des Buches findet sich ein instruktives Nachwort des Herausgegeber Kurt Jauslin, während die beiliegende CD-Rom den Text und den Stand der gesamten Werkedition vorbildlich erschließt.

»Wol nicht oft mag ein Buch in so heiterer Laune geschrieben worden sein, als das nachfolgende«, meint Gutzkow im bereits zitierten Vorwort über sein letztes großes Werk. Das wirkt wie eine bitter-ironische Volte auf den radikalen Pessimismus, der den Roman prägt. »Die resignative Stimmung, die in den *Neuen Serapionsbrüdern* vorherrscht, verdankt sich der Einsicht, mit den richtigen Überzeugungen auf verlorenem Posten zu stehen; und diese Einsicht ist die Folge der endlich erkannten realen Gesetzmäßigkeit: daß nämlich das einzige Kriterium der Wirtschaft das Wachstum der Gewinne ist und alles beseitigt werden muß, was die Gewinnmaximierung behindert«, erläutert Jauslin in seinem Nachwort.

Gutzkow schrieb gegen den wachsenden Nationalismus, den preußischen Militarismus und den entfesselten Kapitalismus seiner Zeit an und vertrat dabei einen Liberalismus, der auf der Regulierung der Ökonomie durch den Staat beharrte. Seine wachsende Verbitterung über die Nutzlosigkeit dieses Bestrebens führte schließlich dazu, daß er das allgemeine Wahlrecht denunzierte und die Zensur für ein angemessenes Mittel der Volkserziehung hielt.

Diese wohlbegründete politische Resignation findet ihren Widerhall im Stimmengewirr des Romans. Zwar ist das von Gutzkow aufgerollte Panorama nicht mehr so monumental, wie noch in seinen Mehrtausendseitern der 1850er Jahre, doch seine Charakterisierung gewinnt an Schärfe, da mit dem immer lauter werdenden Antisemitismus der »Blut-und-Eisen«-Zeit nun auch Töne vernehmbar werden, die bereits auf die Katastrophe des kommenden Jahrhunderts vorausweisen.

Inmitten der kritischen historischen Verhältnisse richtet der Roman seinen Blick auf die Liebesverwicklungen zwischen Graf Udo, seiner Frau Ada, der Bürgerlichen Helene Althing und ihrem Bruder, dem aufstrebenden Juristen Ottomar: Graf Udo liebt die brave, blonde Helene; die brünette, feurige Ada liebt Ottomar. So weit, so üblich. Der dramatische gesellschaftliche Konflikt zwischen Adel und Bürgertum, der als literarischer Topos etwa in Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855) noch zentral war, ist bei Gutzkow jedoch bereits in Auflösung begriffen. Daß der Adel seine gesellschaftliche Machtposition längst an das Bürgertum verlor, zeigt sich in den *Serapionsbrüdern* darin, daß Helene am Ende wie selbstverständlich einen humpelnden Seemann heiratet und Graf Udo doppelt leer ausgeht: Er verliert seine Ada an Ottomar, und seine große Liebe gibt ihm trotz seines Reichtums einen Korb.

Einen ähnlichen Bedeutungsverlust seiner gesellschaftlichen Position hat der protestantische Jesuit Merkus hinter sich, den Gutzkow in den *Serapionsbrüdern* sein intrigantes religiöses Possenspiel treiben läßt: War sein Pendant in den *Rittern vom Geiste* noch ein Ausbund des Bösen, so kann dem Leser Merkus, der Pfaffe, in seinem hektischen Bemühen, einer gottlosen Welt zu predigen, fast schon wieder leid tun.

Ausdruck des tiefen Gutzkowschen Pessimismus ist die von mehreren sympathietragenden Figuren des Romans vorgebrachte heftige Ablehnung des heraufkommenden »Socialismus«, der als parvenühafte Anmaßung und Unverschämtheit einiger Faulenzer erscheint. Als Protagonist dieser vermeintlichen Verirrung eines offenbar alkoholisierten Pöbels tritt der ›Gewerkschaftsgründer‹ Raimund Ehlert in Erscheinung: Er endet im Delirium Tremens. Die Dekadenzängste der Jahrhundertwende, die den Zerfall der Gesellschaft in allem Fremden und Unbekannten, also auch in den zwangsläufigen gesellschaftlichen Umwälzungen der Industrialisierung sich nähern sahen, sind in den *Neuen Serapionsbrüdern* bereits vorformuliert. Wenn der Großindustrielle Wolny gegenüber dem alkoholkranken Arbeiterführer Ehlert auftrumpft, »daß die sociale Frage ein reiner Schwindel der Faulheit, der Arbeitsscheu und einiger verrückten

jüdischen Rabbinen, Marx und Heß, ist«, so leuchtet darin schon die Gefahr auf, die Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* 1944 beschrieben: »Haben die ökonomischen Machthaber ihre Angst vor der Heranziehung faschistischer Sachwalter erst einmal überwunden, so stellt sich den Juden gegenüber die Harmonie der Volksgemeinschaft automatisch her.«

Was die formalen Qualitäten seines Erzählens betrifft, ist Gutzkow – etwa in der Auflösung überkommener Erzählmodelle, die sich u.a. in der Zurücknahme der Bedeutung des auktorialen Erzählers manifestiert – zeitgenössischen Kollegen wie Theodor Fontane weit überlegen. Dies wird, wie Rolf Vollmann in seiner Besprechung des Romans in der »Zeit« richtig bemerkt hat, erst im Abstand eines Jahrhunderts wirklich erkennbar. Man lege sich also auf die Couch und nehme Gutzkow zur Hand. Der Leser, die Leserin entfernt sich mit ihm in das vorvorige Jahrhundert, um aus der historischen Distanz nur um so schärfer auf die Gegenwart zu blicken.

Konkret 05/03, S. 50

Magnus Klaue

»Die Aura des Führers«

Die »Destruktion« des Hitler-Mythos in der deutschen Literatur seit 1945 reduziert sich auf Platitüden.

Als Objekt ästhetischer Spiegelungen ist Adolf Hitler, bedenkt man die Dimension dessen, was er angerichtet hat, seltsam unterrepräsentiert«, behauptete Rolf Schneider 1989 aus Anlaß von Hitlers hundertstem Geburtstag. Daß es plausible Gründe geben könnte für die Weigerung vieler Literaten, den »Führer« zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen, kam ihm offenbar nicht in den Sinn. Auch im ersten umfassenden Überblick zur Verarbeitung der Hitler-Gestalt in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, den der Bamberger Literaturwissenschaftler Marcel Atze nun vorgelegt hat, wird der Frage, aufgrund welcher Prämissen Hitler überhaupt zum »literarischen Stoff« gemacht werden kann, wenig Platz eingeräumt. Daß schon Karl Kraus mit dem Satz »Mir fällt zu Hitler nichts ein« die ästhetische Inkommensurabilität des »Führers« reflektiert hat, scheint in Zeiten, da dieser in zahllosen Doku-Soaps über den Bildschirm flimmert, in Vergessenheit zu geraten.

Die von der NS-Vernichtungspolitik betroffenen Künstler haben da weitaus sensibler reagiert. Ein radikales Beispiel für die Problematisierung der Aporien, die mit der ästhetischen »Darstellung« Hitlers verbunden sind, lieferte bereits Anfang der vierziger Jahre Else Lasker-Schüler mit ihrem Exildrama *IchundIch*, worin Hitler, Goebbels und andere NS-Obere eben nicht als realistische Figuren, sondern als grotesk entstellte Fratzen nach Art des satirischen Puppentheaters erscheinen. Zu den wichtigsten Einsichten, die Atzes Buch vermittelt, gehört die Erkenntnis, daß dieses Reflexionsniveau im literarischen Umgang mit der Hitler-Gestalt nach 1945 kaum je wieder erreicht worden ist. Im Gegenteil ist Hitler schon 1955 in Remarques Drehbuch zu G. W. Pabsts Film »Der letzte Akt« ein »normaler Mensch« in einem »normalen« Spielfilm.

Diese Trivialisierung scheint sich seither, von wenigen Ausnahmen abgesehen, fortgesetzt zu haben. Ob in Gerhard Freys Satire *hitler in der badewanne* (1979), in Herbert Rosendorfers *Deutscher Suite* (1972), in Robert Schneiders Monodrama *Traum und Trauer des jungen H.* (1993) oder in Dieter Fortes Stück *Das Labyrinth der Träume* (1983) – nirgends wirkt die Darstellung des »Führers« derart auf das poetische Konzept des jeweiligen Autors zurück, daß nach den Bedingungen der Möglichkeit ästhetischer Repräsentation gefragt würde. Die Folgen solcher Ignoranz zeigen sich drastisch bei Robert Schneider, den die Anknüpfung an eine überkommene »Figurenpsychologie« dazu verleitet, Hitlers Antisemitismus (in Rekurs auf Thesen des französischen Psychohistorikers Rudolph Binion) damit zu erklären, daß ein jüdischer Arzt Schuld am Tod von Hitlers Mutter gewesen sei. Daß der Verfasser Schneiders Stück dennoch als »gelungen« werten und Claude Lanzmanns Kritik an den Auslassungen Binions in einer kurzen Fußnote abhaken kann, liegt an der hermeneutischen Naivität, mit der er sich seinem Gegenstand nähert.

Die These, die Atze an den Bearbeitungen des Hitler-Stoffes zu illustrieren sucht, lautet: Der »Hitler-Mythos« werde in den literarischen Adaptionen nach 1945 in seine Bestandteile zerlegt und in kritischer Absicht »mit dem Holocaust kontrastiert«. Die Implikationen dieser These bleiben indes ungeklärt. Den Begriff des Mythos erläutert der Autor mittels so heterogener Theorien wie dem Mythos-Konzept Roland Barthes' und der »Arbeit am Mythos« im Sinne Hans Blumenbergs. Ob die »Destruktionen«, die die einzelnen Autoren vornehmen, nicht völlig andere Vorstellungen von »Mythos« zum Ausgangspunkt haben, bleibt offen. Wenn Atze die »Mytheme« untersucht, die das Hitler-Bild konstituieren – er nennt die Klischees vom »Tierfreund« und »Vegetarier«, vom »Vater«, »Künstler« und »Rhetor« – , spricht er in postmoderner Ma-nier von »Bricolage«, ohne zu klären, wer denn der »Bastler« des Hitler-Mythos war: Hitler, Goebbels, »die Nazis« oder vielleicht das deutsche Volk selbst?

Da die sozialpsychologische Funktion der »Führer«-Stereotype nicht hinreichend erläutert wird, gerät auch bei der Darstellung der literarischen Adaptionen einiges durcheinander. Drittklassige Werke wie die Theaterstücke von Schneider und Forte oder Peter Roos' Romantrilogie *Hitler lieben* werden mit unangemessenem Ernst diskutiert, während avancierte Texte ausgeblendet bleiben. Heiner Müllers *Germania Tod in Berlin* wird lediglich gestreift, die Stücke Taboris werden wegen der Konzentration auf »deutschsprachige« Literatur ausgeklammert, die Hitler-Reflexionen in den Wahnsinns-Monologen des Protagonisten von Botho Strauß' *Rumor* finden keine Erwähnung.

Insgesamt hätte dem Buch mehr Mut zu ästhetischer Wertung gutgetan. Wenn das »Mythem« von Hitlers »Asexualität« in Roos' Roman durch Darstellung der »perversen« Sexualpraktiken des »Führers« konterkariert wird, ist das nicht radikal, sondern stumpfsinnig. Diese Form der Diffamierung des »Anderen« sollte den Nazis vorbehalten bleiben und nicht zum Bestandteil der politischen Strategie ihrer Gegner werden. Die meisten von Atze untersuchten »Destruktionen« erschöpfen sich allerdings in eben solchen platten Umkehrungen: Schneider zeigt Hitler nicht als Kriegshelden, sondern als Drückeberger, Andersch beschimpft ihn mittels antisemitischer Klischees als »schwammige Kanalratte«.

Statt solche Entgleisungen brav zu archivieren, hätte hier eine kritische Lektüre ansetzen müssen: Weshalb reduziert sich die »Destruktion« des Hitler-Mythos in der Mehrzahl der Fälle auf derlei Platitüden? Warum verzichten avancierte Autoren

auf jede literarische »Darstellung« Hitlers oder verzerren diese, wie Müller oder Hilsenrath, zur Groteske, während sich bei Literaten minderen Ranges schon seit den fünfziger Jahren eine frappierende Geschwätzigkeit über das Sujet bemerkbar macht? Vielleicht geht es ja bei der Literarisierung Hitlers gar nicht so sehr um »Mythos-Destruktion«, sondern darum, ein Alibi für den eigenen Unwillen zu finden, radikalere ästhetische Konsequenzen aus der Reflexion des deutschen Vernichtungswahns zu ziehen. Die Hitler-Gestalt wäre dann eine Art »Stellvertreter«, ein Popanz, auf den man immer dann rekurrieren kann, wenn andere ästhetische Strategien an ihre Grenze stoßen.

Paul Celan, aus dessen Vorarbeiten zur »Meridian«-Rede Atze zitiert, bemerkt einmal, der »Naziton« habe das genuine »Nazivokabular« bis heute überlebt. Zu diesem »Ton« gehört es vielleicht auch, geschmäcklerisch über die »Aura des Führers« zu reden und Hitler zur Hauptfigur von allen möglichen Feld-, Wald- und Wiesendiskursen zu machen. In Celans Werk dagegen findet sich keine solche »Darstellung« des nazistischen Grauens. Sein »diskretes Sprechen« (Marlies Janz) zeugt von einer ästhetischen Integrität, die den meisten bei Atze verhandelten Autoren fremd ist.

Marcel Atze: *»Unser Hitler«. Der Hitler-Mythos im Spiegel der deutschsprachigen Literatur nach 1945.* Wallstein Verlag, Göttingen 2003, 493 Seiten, 45 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 4/03 über Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt um 1900

Konkret 05/03, S. 51

Stefan Ripplinger

Ruhe auf dem Kirchhof

Über eine Philosophie des Friedens bei Kant und Freud.

Hermann Bohlen zum 40. Geburtstag

Zum ewigen Frieden« heißt nicht ein Kirchhof, sondern ein Gasthaus. Immanuel Kant, der die Genfer Konvention, den Völkerbund, die Vereinten Nationen samt Hans Blix, die Politik der Gegenwart und der Zukunft vorausgesehen zu haben scheint, aber vielleicht nur, weil Europa seit Jahrhunderten auf ihn zurückblickt, kehrte als erster, nach ihm kehrten die Deutschen guten Willens und nach diesen auch alle andern dort ein. Das Wappen des gastlichen Hauses zeigt eine Schädelstätte.

»*Zum ewigen Frieden.* Ein philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 1795. Zum ewigen Frieden. Ob diese satyrische Ueberschrift auf dem Schilde jenes holländischen Gastwirths, worauf ein Kirchhof gemalt war, die *Menschen** überhaupt, oder besonders die Staatsoberhäupter, die des Krieges nie satt werden können, oder wohl gar nur die Philosophen gelte, die jenen süßen Traum träumen, mag dahin gestellt seyn«, aber nicht, ob der Ewige Frieden an Kabinettstischen oder von der Kanzel verkündigt wird, ob er auf Schlachtfeldern oder gewöhnlichen Kirchhöfen sich vollendet, und nicht zuletzt nicht, ob er auf Flaschen gezogen und in Verträgen ratifiziert werden kann.

Denn vom Vertrag, vom Recht, nicht etwa von einer Moral, hängt alles ab. Wenn die Wahl bestehe zwischen einem mächtigen Moralisten und einem moralischen Politiker, so sei, bei all seiner Schlangenklugheit, dem zweiten der Vorzug zu geben. Er wird seine Interessen moralisch bemänteln, aber wird sich an das Recht halten, während der erste es aus moralischen Gründen brechen muß. »Beydes, die Menschenliebe und die Achtung fürs *Recht* der Menschen, ist Pflicht; jene aber nur *bedingte,* diese dagegen *unbedingte,* schlechthin gebietende Pflicht, welche nicht übertreten zu haben derjenige zuerst völlig versichert seyn muß, der sich dem süßen Gefühl des Wohlthuns überlassen will. Mit der Moral im ersteren Sinne (als Ethik) ist die Politik leicht einverstanden, um das Recht der Menschen ihren Oberen Preis zu geben: Aber mit der in der zweyten Bedeutung (als Rechtslehre), vor der sie ihre Kniee beugen müßte, findet sie es rathsam, sich gar nicht auf Vertrag einzulassen, ihr lieber alle Realität abzustreiten, und alle Pflichten auf lauter Wohlwollen auszudeuten.« So ist der süße Traum der Philosophie am Ende doch eine bittere Pille.

Nicht ob ein Politiker die Menschen, sondern ob er das Recht zu lieben vorgibt, entscheidet. Verträge und natürlich der kategorische Imperativ verbinden den Staatsmann zu einer schrittweisen Annäherung an den Ewigen Frieden, beginnend damit, daß er im Kriege, gemäß internationaler Verträge, sich gewisser Mittel enthält, weil anders »ein Ausrottungskrieg, wo die Vertilgung beyde Teile zugleich, und mit dieser auch alles Rechts treffen kann, den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung statt finden lassen würde«.

Wenn die Politiker ihre Knie vor dem Recht nicht beugen, an das sie, wie einst an das Höhere Wesen, zwar nicht glauben, aber zu glauben vorgeben müssen – »Knie nieder«, spricht Pascal in der Auslegung Althussers, »bewege deine Lippen zum Gebet, und du wirst glauben« – , muß die Menschengattung ihren Frieden auf dem großen Kirchhof finden.

Was aber, wenn das Recht einen Krieg nicht nur erlaubte, sondern ihn sogar forderte? Dann, entscheidet Kant vom »höheren Standpunkt der Anthropologischen Beobachtung« herab, sollten die Menschen zugrunde gehen. »Bey dem Begriffe des Völkerrechts, als eines Rechts *zum* Kriege, läßt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht seyn soll, nicht nach allgemein gültigen äußern, die Freyheit jedes Einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sey, zu bestimmen), es müßte denn darunter verstanden werden: daß Menschen, die so gesinnet sind, ganz recht geschieht, wenn sie sich unter einander aufreiben, und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Gräuel der Gewaltthätigkeit sammt ihren Urhebern bedeckt.«

Tödliche Falle einer ausweglosen Kasuistik; am Ende steht in jedem Fall der Ewige Frieden, der erreicht wird durch den rechtlosen Krieg, durch den rechtlichen Krieg, aber schließlich auch durch geduldige Verrechtlichung des Lebens und Strebens, die nicht etwa nur ein süßer Traum der Philosophie und Politik, sondern nachgerade ein »Mechanism der Natur« ist. »Denn es ist nicht die moralische Besserung der Menschen, sondern nur der Mechanism der Natur, von dem die Aufgabe zu wissen verlangt, wie man ihn an Menschen benutzen könne, um den Widerstreit ihrer unfriedlichen Gesinnungen in einem Volk so zu richten, daß sie sich unter Zwangsgesetze zu begeben einander selbst nöthigen, und so den Friedenszustand, in welchem Gesetze Kraft haben, herbeyführen müssen.«

Die Natur, die eine »große Künstlerin (natura daedala rerum)«, aber im technisch-praktischen Sinn, ist, die Quellen in der Wüste sprudeln ließ, damit der Mensch nicht dürste, die ihm das Fleisch der Tiere gab, um ihn zu nähren, und deren Fell, um ihn zu wärmen, die, wie Kant anführt, Holz an die Eisküsten trieb, damit Samojeden und Mongolen dort überleben

können, diese Natur hat den Krieg als ein Mittel, die Völker über die Erde zu zerstreuen und diese urbar zu machen, gewählt, als eines, das am Ende den Frieden herstellt, denn die widerstreitenden Interessen der Menschen und Völker müssen sich doch eines Tages in einem alles befriedenden Rechtszustand vergleichen. »Die Natur *will* unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte.« Und ohne Recht, ohne natürliches, aus reiner Vernunft entspringendes Recht, kein Frieden.

Nun ließe sich ein rechtloser Zustand denken, in welchem Menschen, trotz ihrer Bösartigkeit, vielleicht weil sie Besseres zu tun haben, einander nicht bedrohen. Gewiß, wir kennen »die Anhänglichkeit der Wilden an ihre gesetzlose Freyheit, sich lieber unaufhörlich zu balgen, als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu constituirenden, Zwange zu unterwerfen, mithin die tolle Freyheit der vernünftigen vorzuziehen«, aber wären nicht, sagen wir, zwei Familien auf einem abgelegenen Eiland, wovon die eine dem Fischfang, die andere der Jagd nachgeht, beide durch Ehen miteinander verknüpft, durch harmlose Händel einander gelegentlich entfremdet, die aber doch einen *modus vivendi* gefunden hätten, obschon sie sich weder Inselverfassung noch -kodex erließen, friedlich zu nennen?

Nein. Denn diese beiden Familien, antwortete Kant meinem improvisierten Beispiel, befinden sich in einem latenten Kriegszustand, weil sie *in statu iniusto* leben. »Gemeiniglich nimmt man an, daß man gegen Niemand feindlich verfahren dürfe, als nur, wenn er mich schon thätig *lädiert hat,* und das ist auch ganz richtig, wenn beyde im *bürgerlich-gesetzlichen* Zustande sind. Denn dadurch, daß dieser in denselben getreten ist, leistet er jenem (vermittelst der Obrigkeit, welche über Beyde Gewalt hat) die erforderliche Sicherheit. – Der Mensch aber (oder das Volk) im bloßen Naturstande benimmt mir diese Sicherheit, und lädiert mich schon durch eben diesen Zustand, indem er neben mir ist, obgleich nicht thätig (facto), doch durch die Gesetzlosigkeit seines Zustandes (statu iniusto), wodurch ich beständig von ihm bedrohet werde, und ich kann ihn nöthigen, entweder mit mir in einen gemeinschaftlich-gesetzlichen Zustand zu treten, oder aus meiner Nachbarschaft zu weichen.« Auch wenn mir mein Nachbar nichts zuleide tue, lädiere er mich doch durch seine bloße Anwesenheit, solange wir unser beider Freiheit nicht an eine gemeinsame Obrigkeit abgetreten hätten und von ihr die fragwürdige Freiheit der Gesetzlichkeit zurückerstattet erhielten. Fiele der Fischerfamilie also aus der Bordbibliothek eines gestrandeten deutschen Dampfers eine Kant-Ausgabe zu, müßte die Jägerfamilie bald fürchten, vertrieben zu werden.

Denken wir uns nun einen Schiiten oder Kurden im Irak, dem, weil er Saddam Hussein beleidigte und damit gegen geltendes Gesetz verstieß, die Zunge aus dem Mund geschnitten wurde; könnte der nicht die Maßnahmen gegen sich und seine Leute als kriegerisch auffassen und, wenigstens stumm, eine Intervention begrüßen? Abermals nein, denn »die politischen Maximen müssen nicht von der, aus ihrer Befolgung zu erwartenden, Wohlfahrt und Glückseligkeit eines jeden Staats, also nicht vom Zweck, den sich ein jeder derselben zum Gegenstande macht (vom Wollen), als dem obersten (aber empirischen) Princip der Staatsweisheit, sondern von dem reinen Begriff der Rechtspflicht (vom Sollen, dessen Princip a priori durch reine Vernunft gegeben ist) ausgehen, die physischen Folgen daraus mögen auch seyn, welche sie wollen.«

Käme nun dieser Schiite oder Kurde auf die Idee, da es ja seinen Häschern zugesteht, ihn zu verstümmeln, das Gesetz zu stürzen und ein besseres an seine Stelle zu setzen, sich also mit anderen zu vereinigen und den Aufstand zu wagen, befände er sich abermals im Widerspruch zur Kantschen Lehre. Denn damit er nicht zum Scheitern verurteilt wäre, müßte dieser Aufstand ja geheim gehalten werden, dadurch wäre er aber ungerecht, denn Gerechtigkeit gibt es nur als »öffentlich kundbare«. »Die Rechte des Volks sind gekränkt, und ihm (dem Tyrannen) geschieht kein Unrecht durch die Entthronung; daran ist kein Zweifel. Nichts desto weniger ist es doch von den Unterthanen im höchsten Grade unrecht, auf diese Art ihr Recht zu suchen, und sie können eben so wenig über Ungerechtigkeit klagen, wenn sie in diesem Streit unterlägen und nachher deshalb die härteste Strafe ausstehen müßten.« Deshalb gibt es so wenige Kantianer im Irak und so viele unter den europäischen Staatsmännern, für die »die Herrschaft des Rechts die Grundlage des Friedens ist« (Gerhard Schröder, 20.3.2003).

Wie Kant den rechtlosen Zustand schmäht, so schmäht er den »seelenlosen Despotism«, der, »nachdem er die Keime des Guten ausgerottet hat, zuletzt doch in Anarchie verfällt«, also die Seele des Rechts austreibt und so dem Chaos Vorschub leistet. Komme es aber anders und überwältige der seelenlose Despot die halbe Welt, um ihr sein Gesetz aufzudrängen, so dürfe auch das nicht gut geheißen werden, denn zwar sei es »das Verlangen jedes Staats (oder seines Oberhaupts), auf diese Art sich in den dauernden Friedenszustand zu versetzen, daß er, wo möglich, die ganze Welt beherrscht. Aber die *Natur will* es anders. – Sie bedient sich zweyer Mittel, um Völker von der Vermischung abzuhalten und sie abzusondern, der Verschiedenheit der *Sprachen* und der *Religionen,* die zwar den Hang zum wechselseitigen Hasse, und Vorwand zum Kriege bey sich führt, aber doch bey anwachsender Cultur und der allmähligen Annäherung der Menschen, zu größerer Einstimmung in Principien, zum Einverständnisse in einem Frieden leitet, der nicht, wie jener Despotism (auf dem Kirchhofe der Freyheit), durch Schwächung aller Kräfte, sondern durch ihr Gleichgewicht, im lebhaftesten Wetteifer derselben, hervorgebracht und gesichert wird.«

Der lebhafteste Wettbewerb ist denkbar nur im Gleichgewicht der Kräfte, die Spannung nur, wenn sie sogleich abgeführt wird. Allein von der rechtlichen Freiheit ist zu bedauern, daß der Despot sie zu Grabe trägt, von der tierischen des Wilden ist es zu hoffen. Bereits in seiner »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« (»Berlinische

Monatsschrift. 1784. Eilftes Stük. November«) mahnt Kant, der Mensch sei »ein Thier, das wenn es unter andern seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer Seinesgleichen; und, ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze: so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche, und ihn nöthige, einem allgemein-gültigen Willen, dabei jeder frei sein kann, zu gehorchen.« Damit jeder frei sein kann, müssen sich alle ihrer Freiheit begeben. Damit der ewige Frieden nicht der des Kirchhofs ist, muß alles, was lebt, sich des Lebens enthalten, müssen die Wilden aufhören, Wilde, Tiere aufhören, Tiere, und Menschen aufhören, Menschen zu sein. Kant überwindet den Tod durch den Tod.

Auf seiner Seite weiß er den »Mechanism der Natur«, der jenem verblüffend ähnlich sieht, den Sigmund Freud bei Kriegsheimkehrern und seinem kleinen Enkel gleichermaßen erkannte, das Bestreben aller Spannung, »sich abzugleichen«, und alles Lebens, zum Leblosen, alles Organischen, zum Anorganischen zurückzukehren.

Anders als im *Ewigen Frieden,* den Kant unter dem Eindruck des trügerischen Friedens zwischen Preußen und dem revolutionären Frankreich schrieb, sind in *Jenseits des Lustprinzips* (1921) die Erschütterungen eines furchtbaren Krieges noch immer zu spüren. Mit den bisher gewonnenen Erkenntnissen über die Sexualtriebe, die Wunscherfüllung des Traumes usw. nicht zusammenstimmen wollen die Kriegsneurosen, die die Heimgekehrten in ihren Alpträumen und Gesichten immer wieder zum schrecklichen Geschehen zurückzukehren zwingen. Auch das Spiel seines Enkels, der sein Spielzeug mit den Worten »Geh' in K(r)ieg!« von sich schleudert, muß den Analytiker irritieren, weil der Zwang, etwas so sehr von Unlust Besetztes zu wiederholen, ja auszukosten, mit der Triebtheorie in ihrer bisherigen Konzeption nicht erklärlich ist. Wenn es aber eine Tendenz im Menschen gäbe, nicht dem Leben und der Lust zu frönen, sondern sie zu meiden, ja abzutöten? Dem Aufsatz ist auf jeder Seite anzumerken, wie schwer Freud diese Vorstellung fällt; daß alles Leben nur den Ewigen Frieden wollte, scheint ihm absonderlicher als die absonderlichsten Perversionen. Wäre dies der Mechanism der Natur, so gäbe es allen Grund, ein Unbehagen in ihr zu empfinden.

Wie immer, wenn er in Bedrängnis kommt, sucht er Bestätigung oder Widerlegung in der Naturforschung. Aber seine »Erwartung, die Biologie werde die Anerkennung der Todestriebe glatt beseitigen, hat sich nicht erfüllt«. Selbst die Protozoen, von denen es doch hieß, sie seien unsterblich, zeigen zum »Tode drängende Prozesse«. Sogar einfachste Lebewesen, Pantoffeltierchen und Keimzellen, wollen bloß »auf ihre Weise sterben« und streben danach, ihr »Lebensziel auf kurzem Wege (durch Kurzschluß sozusagen) zu erreichen«, die Lebenstriebe erscheinen als Störungen, verlängern den »Todesweg«, und sind am Ende doch nur »Trabanten des Todes«.

Sowohl Kants als auch Freuds Mechanism ist ewig, aber ein Unterschied liegt darin, daß der Todestrieb für Freud zu den ältesten Lebensäußerungen überhaupt gehört, ein »Primärvorgang« ist, der alle sich später entwickelnden Lebenstriebe als Unruhe abwehren will, während Kant ja gerade auf den höheren, vernünftigen Zweck des Mechanism zielt, die »zur Zeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen«, über »das böse Princip in ihm (was er nicht ableugnen kann) doch einmal Meister zu werden, und dies auch von andern zu hoffen; denn sonst würde das Wort *Recht* den Staaten, die sich einander befehden wollen, nie in den Mund kommen«. Das gute Prinzip, das da lautet »handle so, daß du wollen kannst, deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden (der Zweck mag seyn, welcher er wolle)«, der kategorische Imperativ, gehört zu den späten Erwerbungen des Menschen: »Der kategorische Imperativ Kants ist der direkte Erbe des Ödipuskomplexes« (*Das ökonomische Problem des Masochismus*).

Die Natur erlaubte sich allerdings einen befremdlichen Spaß, wenn im Höchsten, auf das sie abzweckt, das Primitivste wiederkehrte. Immerhin sollte, auch wenn diese ungemütlich erscheint, die Möglichkeit, daß sie weder Zwecke noch Ziele kennt und auch nicht Statthalterin der Vorsehung ist, in Betracht gezogen werden. Andere haben deshalb nicht vom Ewigen und der Natur, sondern vom Menschlichen und der Kunst gesprochen und in dieser jene Unruhe entdeckt, vor der Kant und das Pantoffeltierchen fliehen. »Wie sich verstecken vor etwas, das niemals still steht?« fragt Heraklit. Das hören die Philosophen des Naturgesetzes nicht gern. Sein Gegner Lukrez beruft sich auf Empirie und Vernunft und nennt, was Heraklit denkt, den »Gipfel des Wahnsinns«. Es ist der Gipfel des Wahnsinns zu leben, und nur wenigen graut nicht vor der Aussicht.

---

* Hervorhebungen im Original

Stefan Ripplinger schrieb in KONKRET 11/96 über Peter Handke

Konkret 05/03, S. 54

Marit Hofmann

filmtheater

Mariannes Heimkehr – Die Jüdin, der Beamte und das Dorf

Regie: Gert Monheim/Stefan Röttger; BRD 2003 (WDR); 45 Minuten; 14. Mai, 23.30 Uhr, ARD

»Der da hat mein Klavier, und der meine Einmachgläser.« Marianne Winter kehrt 1945 als einzige jüdische Überlebende des Dorfes Hemmerdingen aus den Vernichtungslagern der Nazis in ihren Geburtsort zurück und macht sich nicht gerade beliebt – wie die Dokumentation, die Winters Geschichte rekonstruiert, zeigt. Hatte doch die Dorfgemeinschaft das Eigentum der jüdischen Familie inzwischen unter sich aufgeteilt und in Winters Elternhaus Fremde einquartiert. »Wenn se nich im KZ verreckt ist, dann verreckt se hier, dann schmeißen wir se die Treppe runter«, diesen Satz eines Mitbürgers hat Marianne Winter für die Nachwelt auf dem Tonband festgehalten.

Sonst hatte sich im Dorf nicht viel verändert: Der Polizist, der die Familie zur Deportation abführte, ist ebenso noch im Amt wie der Finanzbeamte, der damals feinsäuberlich dokumentierte, wie er den jüdischen Besitz arisierte, und jetzt ebenfalls streng nach Vorschrift die Entschädigung Marianne Winters vornehmen soll. Bevor sie den Familienbesitz zurückerhält, entschädigt er allerdings erst die Käufer, die die Waren »rechtmäßig« ersteigert hatten. Und der Beamte fährt selber auf einem Fahrrad herum, das Marianne Winter irgendwie bekannt vorkommt.

Anders als Knopp et al. stellen die Filmemacher ihren Zeitzeugen sichtlich unangenehme Fragen und entlarven manche Ausflüchte. Ihr Film dokumentiert auch, wie der Antisemitismus in diesem exemplarischen deutschen Dorf nach dem Krieg lebendig blieb. Winters Sohn berichtet, daß seine Mutter regelmäßig die Polizei rief. So nur war er auf dem Schulhof geschützt vor seinen Klassenkameraden, deren Übergriffe die Lehrer tolerierten.

Konkret 05/03, S. 54

Jürgen Cain Külbel

FilmTheater

City of God

Regie: Katia Lund/Fernando Meirelles; mit Matheus Nachtergale, Alexandre Rodrigues; Brasilien 2002 (Constantin); 128 Minuten; ab 8. Mai im Kino

In der Cidade de Deus, dem berüchtigten Armenviertel von Rio de Janeiro, ist ein Menschenleben nicht das Schwarze unterm Fingernagel wert. Locke, ein narzißtischer Misanthrop, der seit Kindestagen das Töten zelebriert, ist Chef der mächtigsten Gang des Slums, dirigiert den Drogenhandel, ist Herrscher über Leben und Tod.

Der Film erzählt aus Sicht des schüchternen Buscapé den »Aufstieg« Lockes zum Boß der mordlüsternen Kamarilla. Aufgewachsen in dem brutalen Lebensraum, fühlt sich Buscapé den gleichaltrigen Mordbrennern nahe, doch er beteiligt sich nicht an den Verbrechen. Ihn treibt ein Traum: Er will ausbrechen, Fotograf werden.

Erschreckend nüchtern, ernüchternd zugleich, konfrontiert der Streifen in rasanten, stroboskopartig hetzenden Szenen den Zuschauer mit der Gewalt in der Welt der Favelas. In dokumentarischer Manier, die leider allzuoft die Grenze zum Action-Genre überschreitet, verbirgt er nichts und verfällt nie ins Moralisieren.

In der »City of God«, der dreckigen Wartehalle zum Tod, gibt es nur Opfer, Mörder, Rachsüchtige, Dealer und Drogenabhängige, die sich lediglich winzige Verschnaufpausen zwischen ihren Taten gönnen. Den Kindern, denen die Verbrechen spielerisch von der Hand gehen, verzeiht der Zuschauer schon im Tun, weil ihnen Geborgenheit und Schutz einzig und allein das Schießeisen verheißt. Es ist schockierend mitanzusehen, wie sie das kriminelle, zum Überleben notwendige Know-how von Kindesbeinen an erlernen und weder Skrupel vor dem Töten noch Respekt vor Menschenleben entwickeln. Sie haben nur eine Weltanschauung: »Ich schniefe und rauche, habe geklaut und Menschen erschossen. Also bin ich ein Mann!«

Ein Film über das Versagen einer Gesellschaft, der es egal ist, daß sich ihre Kinder im Töten üben, und ein Film, der das Zeug zum Klassiker hat.

Konkret 05/03, S. 54

René Martens

FilmTheater

Punch-drunk Love

Regie: Paul Thomas Anderson; mit Adam Sandler, Emily Watson; USA 2002 (Senator); 95 Minuten; seit 17. April im Kino

Freunde des Daumen-hoch-oder-Daumen-runter-Journalismus müssen leider draußen bleiben. Fassen wir vorab zusammen: Dieser Film ist sehenswert, weil auf hochinteressante Art gescheitert, zumal ein gescheiterter Film von P. Th. Anderson anregender ist als der geglückte irgendeines supersoliden Regisseurs.

Anderson verdanken wir einen der besten Filme der neunziger Jahre (»Boogie Nights«, die Geschichte einer Pornodarsteller-Großfamilie als Metapher für das Amerika der Siebziger) sowie den magischen Episodenfilm »Magnolia«. Der Regisseur verficht die Maxime, daß sich ein neuer Film stets radikal von seinem Vorgänger abheben muß – vom Personal (Philip Seymour Hoffman zum Beispiel gibt diesmal einen Möbel- und Telefonsexhändler) einmal abgesehen. Bei »Punch-drunk Love« hat er sich für eine kühne Mixtur entschieden. Anderson greift Elemente aus surrealen Klamotten auf, aus romantischen Märchen und Familienkomödien, es gibt tarantinoide Gewaltsequenzen mit coenesken Gangstertypen und einnehmende Musical-Passagen sowie den lustigsten Bettszenen-Dialog und die am ästhetischsten fotografierten Supermarktbilder seit langem.

Die Hauptfigur, der Sanitärhändler Barry Egan (Sandler), ist mal ein liebenswerter Kindskopf, der in wichtigen Situationen immer das Falsche sagt, mal ein Psycho, bei dem Angst in Jähzorn umschlägt. Seine Obsession sind Schokopuddingpackungen, deren Erwerb Bonusmeilen verspricht – Egan hat, beflügelt durch einen Druckfehler auf den Packungen, ausgerechnet, daß er niemals im Leben mehr für einen Flug bezahlen muß, falls er das Kontingent eines Riesensupermarktes aufkauft. Der Jerry-Lewis-hafte Sandler zeigt hier zwar, daß er auch jenseits mainstreamiger Komödien wie »Die Wutprobe« (in der er gerade an der Seite Jack Nicholsons zu sehen ist) seinen Kasper stehen kann, aber andere Schauspieler hätten die psychischen Defekte der Figur vermutlich besser herausarbeiten können.

Letztlich ergeben die vielen guten Ideen kein großes Ganzes. »Punch-drunk Love« wirkt vielmehr wie ein überambitioniertes Debüt. Und vielleicht ist es ja eine besondere Kunst, einen Film so wirken zu lassen, wenn man einerseits schon zwei epochale Filme gemacht hat, aber andererseits ungefähr in dem Alter ist, in dem andere überambitionierte Debüts abliefern. Anderson ist 32.

Konkret 05/03, S. 54

Vojin Saša Vukadinovi´c

FilmTheater

Die Regeln des Spiels

Regie: Roger Avary; mit James Van Der Beek; USA 2002 (Concorde); 110 Minuten; seit 24. April im Kino

Zum Auftakt eine Vergewaltigung: Die seminaive Lauren verzieht sich auf einer Party mit einem Filmstudenten, um ihre bisher aus romantischen Gründen gehütete Jungfräulichkeit zu verlieren. Im Alkohol- und Drogenrausch bemerkt sie allerdings zu spät, daß der sie penetrierende Typ ein gänzlich anderer als der dafür vorgesehene ist – denn während ein Hyperviriler in sie eindringt und sich dabei auf ihr Gesicht und ihren Körper erbricht, dokumentiert der eigentlich Auserkorene das Geschehen mit seiner Kamera.

Roger Avary mag das in seiner Filmadaption von Bret Easton Ellis' Roman *The Rules of Attraction* an den Anfang gestellt haben, um sein Projekt als brutalen, nihilistischen Gegenentwurf zu Teenie- und Collegefilmen auszuweisen. Im »scheinbaren Paradies des Poppens, Partyfeierns, Pulverschnupfens« (Pressetext), einer Upperclass-Uni im amerikanischen Nordosten, vertreiben sich Laurens Kommilitoninnen und Kommilitonen, zu denen auch Sean Bateman, der jüngere Bruder des *American Psycho*, zählt, ihre Zeit ausschließlich mit Drogen und Sex. Statt sauberer Campusromantik setzt Avary auf eine Ästhetik, die augenscheinlich weniger seicht wirken soll, drastischer und »realer« eben.

Rückwärts abgespielte Sequenzen, gesplittete Bilder und Tonverzerrungen unterbinden eine konventionelle Narration und verleihen dem allgegenwärtigen Rauschgiftkonsum Ausdruck. Da er mit humorvollen Einlagen nicht geizt, verbleibt der Film letztlich jedoch in ebenjenem Genre, das der Regisseur vermeiden will. Spätestens gegen Ende, wenn in einer unerträglich kitschigen Szene eine herabrieselnde Schneeflocke zur Träne von Sean Bateman wird, scheitert Avarys Versuch, einen wirklich irritierenden Film vorzulegen.

Konkret 05/03, S. 55

Andreas Busche

Film des Monats

Geständnisse

Regie: George Clooney; mit Sam Rockwell, Drew Barrymore; USA 2002 (Buena Vista); 113 Minuten; seit 24. April im Kino

In den amerikanischen Medien ist der Kalte Krieg heute schon nicht mehr als ein Treppenwitz der Geschichte. Für Chuck Barris war er das auch Anfang der Achtziger schon – genauso wie die ganze US-Unterhaltungsindustrie. Reagan war gerade an die Macht gekommen, als Barris bereits seine Memoiren schrieb: *Confessions of a Dangerous Mind.* Außerhalb Amerikas wurde Barris kaum bekannt, aber die Folgen seiner Pionierarbeit, die er in den Sechzigern im US-Fernsehen geleistet hatte, sind bis heute spürbar. Zu seiner Hochphase galt er wahlweise als grandioser Prankster, Riesenarschloch oder Nemesis abendländischer Restkultur. Hätte man ihn damals gefragt, hätte er sich zwischen diesen drei Möglichkeiten wohl nur ungern entscheiden wollen – zu einfach wäre es gewesen, sich auf eine der Rollen festlegen zu lassen.

Seine Game-Shows »The Dating Game«, »The Newlywed Game«, »The Gong Show« oder »The $1,98 Beauty Show« waren eine Art radikale Demokratisierungsattacke auf die Old Boy's Club-Hierarchien des Fernsehens: Das Fernsehvolk drängte unerbittlich auf den Bildschirm. Letztlich war es ein Akt der Selbstentlarvung. Mit Barris lieferte das Massenmedium Fernsehen erstmals ein authentisches Bild seiner Gesellschaft: Dumm, häßlich und ohne Selbstachtung standen ihre Vertreter da auf der Bühne und nahmen kein Blatt vor den Mund. Und als sie erkannten, was sie da angerichtet hatten, begannen sie Barris kollektiv zu hassen.

Mit *Confessions of a Dangerous Mind* schlug Barris 1984 dann zurück. Aus dem Kellerloch, in das er sich fast drei Jahre zuvor zurückgezogen hatte, stieg der Mann, den die Fernsehnation zuletzt öffentlich ausgebuht hatte, als hochdekorierter US-Bürger. 33 Staatsfeinde hatte er laut seiner »unauthorisierten Autobiographie« im Laufe der Siebziger umgelegt, alle im Auftrag der CIA. Die Agency kommentierte Barris Geständnis damals mit den Worten, daß er wohl etwas zu nah am Gong gestanden hatte. Barris erzählt bis heute in Interviews, daß er schon immer ein mittelmäßiger Arbeiter gewesen sei – als Showmaster wie als Spion.

Das wilde Leben Barris' liefert reichlich Material für das Regie-Debüt von George Clooney. Seit der zusammen mit Steven Soderbergh in subversiver Mission in Hollywood unterwegs ist (gerade erst kam ihr »Solaris«-Remake in die Kinos), zieht es ihn zu den unkonventionellen Stoffen. Auch Drehbuch-Wunderkind Charlie Kaufman mußte nur noch etwas an den Dialogen feilen, besser als Barris hätte es der Begründer des Gehirnkäfig-Kinos à la »Being John Malkovich« sich selbst nicht ausdenken können. Und beide, Clooney wie Kaufman, wollen sich auch – wie der Autor der Romanvorlage – keine Sekunde darauf festlegen lassen, ob Barris nun Prankster, Riesenarschloch oder Nemesis gewesen ist. In »Geständnisse« kommt jeder Charakterzug zu seinem Recht. Manchmal zeigt Clooney Barris auch als skrupellosen Manipulator, der die Mechanismen der Unterhaltungsindustrie meisterlich bedient. Und trotzdem bleibt der Visionär bis zum Ende ein armes Würstchen, den es vor allem ins Showbusineß verschlagen hat, damit er seinen kleinen Schwanz überall reinstecken kann. Ficken und gefickt werden ist das Motto der Showbranche und – so will es zumindest die Legende – von Barris' Leben.

»Geständnisse« ist so delirant, wie es Barris' Vorlage möglich macht. Und Clooney ist schlau genug, sich mit seinem Film tief in die Niederungen der Spekulation zu begeben. Zwischen den nicht einmal um eine äußere Kohärenz bemühten Eindrücken aus Barris' Fernsehkarriere tauchen immer wieder die »Talking Heads« ehemaliger Kollegen wie »American Bandstand«-Erfinder Dick Clarke und Gene Gene The Dancing Machine aus der »Gong Show« auf. Clooneys kleines »Rashomon« der Fernsehkultur sucht nicht den Schuldigen, sondern lediglich den Deppen der Nation. Aber dann besitzt der Film nicht einmal den Anstand, das arme Schwein am Ende – nach dem Vorbild seiner eigenen Show – auszugongen. Die Schlußworte muß da erst ein altersweiser Barris sprechen: »Ich habe eine Idee für eine neue Gameshow, sie heißt ›The Old Game‹. Du hast drei alte Typen auf der Bühne mit geladener Knarre. Sie blicken auf ihr Leben zurück. Gewinner ist, wer sich nicht sein Gehirn wegbläst. Er gewinnt einen Kühlschrank.«

Sam Rockwell bringt genug Ausdruckslosigkeit in seine Rolle als Chuck Barris ein, daß sich der Film nur langsam aus seinem stoischen Erzählfluß löst. Dafür arbeiten Clooney und sein Kameramann Newton Thomas Sigel visuell im roten Bereich. Der Einsatz verschiedener Linsen, Farbfilter, exzessiver Schnitte und qualitativ schwankendem Filmmaterial rückt Barris' Lebensgeschichte in die surrealen Dimensionen einer größenwahnsinnigen Erweckungsphantasie. Irgendwann läßt er sich in einem mittelmäßigen Restaurant einfach für den CIA-Außendienst anheuern. »Das Profil stimmt«, heißt es. »Betrachte es einfach als Hobby. Etwas zum Entspannen. Du bist ein Mordsenthusiast.« Jesus ist in seinem Alter bereits tot gewesen und wiederauferstanden.

Für den Zynismus der Gameshow-Kultur schien der Kalte Krieg eine angemessene Metapher zu sein. In seinem Buch erzählt Barris, wie die CIA die Flugreisen der Gewinnerpaare seiner »Dating Game«-Show dazu benutzte, ihn als Begleiter

an seine Einsatzorte zu befördern. So kippt auch der Film schließlich von den ausgelassenen Gameshow-Sauereien der Sechziger in eine Spionage-Farce. Das Agenten-Personal zwischen Helsinki und Ostberlin (u. a. Julia Roberts, Rutger Hauer) besitzt ebenfalls Treppenwitz-Charakter, fügt sich aber bruchlos in den katatonische Aktionismus der Geschichte.

So einen Film hat es aus Hollywood noch nie gegeben. Barris hatte das Fernsehen mit seinen eigenen Mitteln geschlagen und mit seinen populistischen Gameshows kalkuliertes Anti-Fernsehen geschaffen: ohne Stil, ohne Inhalt, ohne Würde. Clooney geht jetzt den umgekehrten Weg, um zu einem ähnlichen Ergebnis zu kommen. »Geständnisse« spielt mit populären Versatzstücken, um einen überbudgetierten Experimentalfilm mit A-Besetzung zu realisieren. Über den Stil läßt sich vielleicht noch streiten, über den Inhalt, seine Polemik, nicht. Vor 40 Jahren war es immerhin noch die Aussicht auf einen Kühlschrank gewesen, die das Publikum dazu trieb, sich vor der ganzen Fernsehnation zum Affen zu machen. Heutzutage ist es nur noch die pervertierte Sehnsucht, selbst aktiver Teil dieser TV-Öffentlichkeit zu sein, die die Menschen ihre Würde vergessen läßt. Barris mag ein Zyniker sein. Aber daß es einmal so schlimm kommen würde, hätte er sich wahrscheinlich auch nicht träumen lassen.

Der Roman zum Film, Chuck Barris' *Confessions of a Dangerous Mind,* ist gerade bei Heyne auf deutsch erschienen.

Konkret 05/03, S. 56

Corry Görgü

Israkelis

Über den Film »Forget Baghdad« von Samir.

Der Film porträtiert vier betagte arabische Juden und ehemalige Bagdader Kommunisten in ihrer zweiten Heimat Israel. Der Regisseur ergänzt die Porträts durch Interviews mit der in New York lebenden Filmhistorikerin Ella Shohat und erzählt damit mindestens drei ineinander verwobene Geschichten: die der Juden Bagdads, welche bis zu ihrer mehrheitlichen Auswanderung nach Israel zu Beginn der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts die größte und bedeutendste jüdische Gemeinde des Nahen Osten bildeten und fast ein Fünftel der Bevölkerung Bagdads ausmachten; die der irakischen Kommunistischen Partei, die die erste und größte Massenpartei des Irak während der vierziger und fünfziger Jahre und gleichzeitig die einflußreichste KP des gesamten Nahen Ostens gewesen ist; die der irakischen Einwanderer in Israel, die als Juden den Irak verließen und die in Israel als »Pyjama tragende Araber« diskriminiert wurden.

Samir, der mit seinen kommunistischen Eltern den Irak Anfang der sechziger Jahre verließ und seitdem in der Schweiz lebt, begibt sich auf Spurensuche nach ehemaligen Genossen seines Vaters nach Israel. Dort trifft er Samir Naqqash, Sami Michael, Shimon Ballas, die alle drei als Autoren und Sprachwissenschaftler bekannt wurden, sowie Moshe (Moussa) Houri, der in Israel Bauunternehmer wurde, der aber als einziger von ihnen der kommunistischen Partei treu geblieben ist.

»Ich wollte erfahren, wie es ist, von einem Land ins andere zu wechseln, Kultur und Sprache zu vergessen und zum Feind seiner eigenen Vergangenheit zu werden«, formuliert Samir seine Erwartungen, als er – der Araber – den Flieger nach Tel Aviv besteigt, »unterwegs zu meinem Feind«. Doch dann trifft er auf jene vier Personen, mit denen er viel mehr gemein hat als die arabische Sprache und die kommunistische Vergangenheit: »Alle meine Erinnerungen, meine kulturellen Wurzeln sind arabisch«, sagt Shimon Ballas, Professor für arabische Literatur. Die Erfahrungen als »Araber« in einer kulturell anders geprägten Umwelt, Erinnerungen an »das Schwimmen unterhalb der Tigrisbrücke«, Picknick unter Palmen und das fast rituelle Anschauen ägyptischer Kitsch- und Schmachtfilme teilt der Filmemacher mit seinen Interviewpartnern ebenso wie die (verklärerende) Sehnsucht nach dem pulsierenden, multikulturellen Bagdad der vierziger und fünfziger Jahre. Ergänzt werden die Interviews durch Fotos, Sequenzen britischer und israelischer Nachrichtensendungen der damaligen Zeit, Szenen arabischer und israelischer Spielfilme, so daß der Film wie eine Videomontage wirkt.

Die vier Protagonisten beschreiben ihre Jugend in einem weltoffenen Irak, in dem die unterschiedlichen Konfessionen keine große Rolle spielten, »weil die Iraker nicht religiös sind« (Sami Michael). »Offensichtlich waren die Juden im Irak voll integriert«, resümiert Samir. Offensichtlich aber sind die Berichte seiner Gesprächspartner auch ein wenig nostalgisch verklärt, denn bereits während der dreißiger Jahre kam es zu arabisch-nationalistischen Zusammenschlüssen und antijüdischen Attentaten.

Wie in einigen anderen arabischen Staaten fiel die antijüdische Hetzpropaganda auch im Irak auf fruchtbaren Boden (ein Kapitel, das der Film völlig ausblendet.) Vom März 1940 bis Januar 1941 herrscht der mit dem Nazi-Regime kollaborierende Rashid Ali, der sich im April 1941 erneut an die Macht putscht. »Im Zusammenhang mit dem Putsch von Rashid Ali hörte ich immer wieder ein mir unbekanntes Wort: *Farhoud.*« In den Wochen des Machtvakuums zwischen dem Sturz Rashid Alis und der Machtübernahme durch die Briten kommt es im Juni 1941 zu einem Pogrom an der jüdischen Bevölkerung Bagdads, bei dem etwa 200 Menschen ermordet und Tausende verletzt werden und das unter der Bezeichnung »Farhoud« (harter Schlag) ins kollektive Gedächtnis eingeht. »Die Farhoud war einschneidend für uns junge Juden. Sie traf uns im Innersten. Manche wurden Zionisten, andere traten der Linken bei. Die Linke unterscheidet nicht zwischen Juden und Nichtjuden; so wurde ich Kommunist«, resümiert Moussa.

Schon die Tatsache, daß die Protagonisten des Films zur selben Zeit in derselben Stadt als Juden aktive Kommunisten waren, ohne sich gekannt zu haben, weist auf den großen jüdischen Anteil in der irakischen KP während der vierziger Jahre hin. Obwohl jüdische Kommunisten eine der Vorläufergruppen der irakischen KP bildeten, sind 1934, als die Partei gegründet wird, in ihr keine Juden vertreten. (Das Orientsekreteriat des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale hatte Ende der zwanziger Jahre die »Arabisierung« der Kommunistischen Parteien im Nahen Osten beschlossen. Der Leitlinie der »Unterstützung nationaler Unabhängigkeitsbewegungen« folgend, hatte die KP des Irak im April und Mai 1941 sogar den profaschistischen Rashid Ali unterstützt. Auch dieses Detail kommt im Film nicht zur Sprache.)

Die nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion entstandene Allianz Großbritanniens (das den Irak seit 1941 wieder beherrschte) mit der Sowjetunion hatte zur Folge, daß im Irak die seit ihrer Gründung 1934 überwiegend im Untergrund agierende KP legalisiert wurde. Bereits 1947/48 kam es erneut zu massiven Repressalien und Massenfestnahmen kommunistischer Kader, ihre Führer wurden öffentlich gehenkt. Auch Moussa Houri landete im Gefängnis; Sami Michael floh in den benachbarten Iran.

Parallell zur Kommunistenverfolgung kommt es Ende der vierziger Jahre – befördert durch die Staatsgründung Israels und den ersten israelisch-arabischen Krieg – erneut zu einer antijüdischen Maßnahme im Irak: Zionistische Aktivitäten werden mit drakonischen Strafen belegt. Es hilft den jüdischen Kommunisten wenig, daß sie sich öffentlich in einer »Liga gegen den Zionismus« engagieren. Obwohl das irakische Regime den Juden im März 1950 die Auswanderung nach Israel gestattet, machen zunächst nur recht wenige Gebrauch davon: Erst nach mehreren Bombenanschlägen gegen jüdische Einrichtungen kommt es 1950/51 zum Massenexodus: 120.000 (von 140.000) Juden verlassen den Irak via Israel.

Mit der irakischen Nationalität verloren die jüdischen Auswanderer ihren gesamten Besitz. Auf die Enteignung folgte die Erniedrigung bei der Ankunft in Israel, wo sämtliche arabischen Immigranten »gegen Ungeziefer« mit DDT eingespritzt wurden. »Die DDT-Behandlung war ein Schock, den kein irakischer Immigrant jemals vergessen kann«, empört sich Sami Naqqash noch heute. »Sie hielten uns für unterentwickelt, ihrer Meinung nach war ein Araber ein Mensch ohne Verstand« (Houri). Die Ankömmlinge, die im Irak überwiegend zur Oberschicht gehört hatten, werden in Zelten untergebracht und zu Aufforstungsarbeiten abkommandiert.

In mehreren Büchern hat Ella Shohat, die als Filmhistorikerin und Dozentin für »cultural and gender studies« in New York lebt, die Diskriminierung der Mizrahim (arabisch/sephardische Juden) in Israel beschrieben. So kritisiert sie in *Israeli Cinema* die Darstellung der Mizrahim in zahlreichen israelischen Filmen als unkultivierte Deppen, die erst durch eine Eheschließung mit ashkenasischen Juden »zivilisiert« werden könnten.

»Ich bin eine arabische Jüdin.« Allein diese Feststellung Shohats konterkariert die gängige Darstellung des Nahost-Konflikts als einem zwischen »Juden und Arabern«. Auch als seit langem integrierte Israelis tragen die Einwanderer ihre Sehnsucht nach Bagdad in sich. »Leider sind meine beiden Heimaten, die irakische und die israelische, in einen dauernden Kriegszustand verwickelt«, beschreibt Sami Michael das Dilemma der israelischen »Irakis«. »Viele träumen nicht von einer Rückkehr in den Irak, sondern schlicht von einem Besuch in jenem Bagdad, das so tief in ihrer Erinnerung begraben ist.«

Literatur:

Sami Michael: *Sturm über Bagdad* (Jugendroman über die Farhoud). Beltz und Gelberg, *Eine Liebe in Bagdad* (Jugendroman über die Auswanderung). Bertelsmann, München, erscheint September 2003.

Shimon Ballas: *Ma'abra* (Roman über die Erfahrungen im Einwanderercamp).

Mousa Houri schreibt für die KP-Zeitung »Al Ittihad«.

Samir Naqqash schreibt bis heute ausschließlich auf Arabisch, keines seiner Werke wurde ins Hebräische übersetzt.

»Forget Baghdad« von Samir läuft zur Zeit in ausgewählten Kinos.

Corry Görgü sprach in KONKRET 4/03 mit einem Mitglied der Kommunistischen Partei des Irak

Konkret 05/03, S. 57

Ludwig Seyfarth

Going crazy

Gibt es eine »groteske« Moderne? Ausstellungen in Frankfurt und Düsseldorf beschäftigen sich mit Erscheinungsformen des Satirischen und Surrealen.

In einer chinesischen Enzyklopädie gruppieren sich die Tiere wie folgt: »a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, j) unzählbare, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen.« Diese Aufzählung zitiert Jorge Luis Borges in einem seiner Essays, auch Michel Foucault gibt sie in seinem Buch *Die Ordnung der Dinge* wieder. Wenn man, wie Borges, der Ansicht ist, alle Klassifikationen des Universums seien willkürlich und mutmaßlich, dann leben wir wahrscheinlich in einer grotesken Welt.

Aber was ist schon grotesk? Eine Obduktion, die der »Leichen-Beuys« Gunther von Hagens im November 2002 öffentlich im Londoner Eastend durchführte? Oder die zufällige Begegnung einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch, die der Dichter Lautréamont ersann? Oder die Französische Revolution, die der Romantiker Friedrich Schlegel als »Furchtbarste Groteske des Zeitalters« bezeichnete?

»Es hat etliche Versuche gegeben, die Groteske systematisch zu untersuchen und zu definieren, aber dem Gegenstand umfassend gerecht zu werden, gelang dabei nicht«, konstatierte 1970 ein Artikel im »Journal of Aesthetics and Art Criticism«. Der Autor Michael Steig gab zu, die selbstgestellte Aufgabe »Defining the Grotesque« nicht zufriedenstellend lösen zu können. Das scheint auch heute noch nicht möglich. Der Literaturwissenschaftler Peter Fuß hat vor zwei Jahren eine 500 Seiten starke Dissertation vorgelegt, in der er die Groteske als »Medium des kulturellen Wandels« untersucht und letztlich, systemtheoretisch fundiert, mehr oder weniger zu dem Schluß kommt, daß das Groteske eine Kategorie ist, die sich nicht kategorisieren läßt. Ein Paradox? Nein, wohl nur logisch, denn »die Paradoxie in der Logik ist homolog zur Position des Grotesken in der Kulturordnung«, wie Fuß dann doch einigermaßen kategorisch konstatiert.

Eine so umfangreiche theoretische Bemühung um das Groteske ist selbst schon wieder grotesk. Was nichts prinzipiell Neues ist. Schon vor zwanzig Jahren beobachtete Jonathan Culler an den theoretischen Unternehmungen des Dekonstruktivismus die immanente Tendenz, »monströs oder grotesk« zu werden. Oder? Was denn wäre der Unterschied zwischen monströs und grotesk? Zwischen dem Grotesken, dem Burlesken, dem Capriccio oder dem Karnevalistischen? Genau da liegt die Schwierigkeit, denn, so Fuß: »Die Kategorie des Grotesken ist eine *chimärische* Kategorie, da sich in ihr die Kategorien mischen. Es handelt sich um eine amorphe Menge sich überlagernder Schnittmengen des Komischen, des Unheimlichen, des Phantastischen, des Absurden, der Satire ...«

In einer Hinsicht aber ist sich die Forschung mehr oder weniger einig: Überall erscheint das Groteske als eine marginalisierte, vom Mainstream an den Rand gedrängte Tradition, die sich einsinniger Rationalität und gesellschaftlichen Hierarchien subversiv entgegenstellt.

In einem in der traditionellen Hierarchie der Künste marginalen Bereich tauchte der Begriff der »Grotteske« denn auch zunächst um 1500 auf, nämlich als Bezeichnung einer Gattung ornamentaler Raumdekoration, die von den antiken Wandmalereien inspiriert war, die man in den ab 1480 ausgegrabenen Ruinenhöhlen (Grotten) auf dem Gelände der Thermen des Titus in Rom entdeckt hatte. In der »grottesken« Ornamentik verbinden sich stereometrisch-abstrakte und architektonische Formelemente mit Tier- und Pflanzenmotiven zu immer neuen spielerischen Verkettungen. Hier ist nichts eindeutig, eins verwandelt sich ins andere, womit schon vorgeformt war, was der Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger als Definition der grotesken Darstellung verzeichnen konnte, nämlich daß sie »artfremde Daseinsformen zu phantastischer Einheit verbindet«.

Darin ist man sich heute zumindest historisch weitgehend einig. Für Michail Bachtin allerdings spielt die Ornamentik keine Rolle. Genuiner Ort der Groteske ist für ihn, jenseits nachweisbarer etymologischer Herleitungen, der mittelalterliche Karneval. Er ist »die umgestülpte Welt« und »vereinigt, vermengt und vermählt das Geheiligte mit dem Profanen, das Hohe mit dem Niedrigen, das Große mit dem Winzigen, das Weise mit dem Törichten.« Bachtins Auffassung des Grotesken kommt besonders in der Beschreibung der Körpervorstellung des Karnevals zum Ausdruck, dem grotesken Leib. Dieser ist nach Bachtin weniger durch seine Körpergrenzen als durch seine Öffnungen definiert ...

Die groteske Ornamentik wäre für Bachtin schon ein Zeichen des Niedergangs, der Bändigung der vitalen Kraft der karnevalistischen Volkskultur. Im 20. Jahrhundert jedoch »kommt es zu einer neuen mächtigen Wiedergeburt der Groteske«. Damit nimmt Bachtin im wesentlichen die These vorweg, die der Ausstellung »Grotesk!« zugrunde liegt, die zur Zeit in der Frankfurter Schirn Kunsthalle zu sehen ist, auch wenn die 130 Jahre, aus denen hier »Kunst der Frechheit« zusammengetragen wurde, das späte 19. Jahrhundert einschließen. Bei all ihrer neuen Mächtigkeit scheint die Groteske

aber immer noch marginalisiert, weswegen die Ausstellungskuratorin Pamela Kort sie programmatisch als »eine andere Moderne« vorstellt.

Die Beschränkung der Ausstellung auf den deutschen Sprachraum mag willkürlich erscheinen, ist aber angesichts der schon deutlich gewordenen Eingrenzungsschwierigkeiten des Grotesken als pragmatisch akzeptabel. Es erstaunt jedoch, daß Kort eine Blütezeit frechen Witzes und grotesker Bildfindungen in der deutschsprachigen Kunst um 1900 vor allem an einem Künstler festmacht, der eher als düster-melancholischer Symbolist gilt: an dem Schweizer Arnold Böcklin. Daß der humoristische Zug seiner Satyrn und Meeresnixen heutigen Betrachtern oft entgeht, liegt auch daran, daß das Bild des »fortschrittlichen« 19. Jahrhunderts immer noch von der Vorstellung eines Königswegs geprägt ist, der vom Impressionismus über Cézanne zum Kubismus führt und der alles Gleichzeitige, das am Gegenständlichen, gar am Mythologisch-Literarischen festhält, demgegenüber abwertet und tendenziell in den Dunstkreis der Salonmalerei rückt.

Aus anderer Sicht, etwa aus der des Surrealismus, erscheint dagegen eher Böcklin denn Cézanne als Vorläufer. Sehenswert und anregend ist vor allem das reichhaltig ausgebreitete historische Material der Ausstellung: die Grafiken und Plakate aus dem Umfeld des »Simplicissimus«, die frühen Karikaturen und grotesken Figuren Lyonel Feiningers und Paul Klees, die dadaistischen Collagen und Montagen oder die Fotos und Dokumente, die uns den genialen Komiker Karl Valentin auch jenseits seiner bekannten Sketche nahebringen. Ein paar Zweifel allerdings bleiben, ob wir es hier wirklich mit einer weithin verkannten, »anderen« und »grotesken« Moderne zu tun haben, die, so Kort, »in den tonangebenden Ausstellungen des vergangenen Jahrhunderts weitgehend ignoriert wurde«.

Tatsächlich ist »Grotesk!« jedoch die erste Schau, die sich diesem Aspekt umfassend widmet mit überschaubaren Entdeckungen, die nur im zeitgenössischen Teil fehlen: Sigmar Polke, Franz West, Martin Kippenberger, Fischli & Weiss, Thomas Schütte oder John Bock sind regelmäßig in international renommierten Ausstellungshäusern vertreten. Einzig Tomas Schmit, genialer Zeichner aus der Fluxus-Tradition, ist weniger bekannt als er verdient. Aber wenn schon Kippenberger, warum nicht auch sein langjähriger Weggefährte Werner Büttner, der nicht ganz so berühmt wurde wie er, aber mit seinem sowohl malerischen und zeichnerischen wie auch literarischen Werk deutlich an die Tradition der Künstler-Schriftsteller des Expressionismus anknüpft, die in »Grotesk!« einen historischen Schwerpunkt bilden? (Ab Anfang Juni wird in den Hamburger Deichtorhallen eine Büttner-Retrospektive zu sehen sein, deren Titel »Verkehrte Welt« auf die Tradition der Groteske verweist.) Und was ist mit Michael Kunze, auf dessen penibel gemalten Bildern sich Böcklinsche Pappeln oder Toteninseln in die virtuellen Räume eines Computerspiels verirrt zu haben scheinen?

Mit verkannten Traditionen ist das so eine Sache. Meist werden sie auch ein Stück weit erst erfunden. Bachtins Karnevalstheorie etwa ist auf der historisch-faktischen Ebene längst widerlegt. Zu sehr hat sich ein in der Stalin-Ära marginalisierter Wissenschaftler in seiner inneren Emigration ein Gegenbild zum Bürokratismus des herrschenden Regimes erträumt, auch fehlte ihm in der Sowjetunion der Zugang zu vielen Quellen. Wenn man viel Material zur Verfügung hat, kann man aber auch ein weitgehend übersehenes Phänomen neu in den Blick rücken und dabei zeit- und kulturübergreifend ausholen, ohne die Rhetorik des Verkannten und Marginalisierten zu bemühen.

Ausgehend von den Doppel- und Mehrfachbildern Salvador Dalís führt die Ausstellung »Das endlose Rätsel« im Düsseldorfer Museum Kunst Palast Hunderte illusionistischer Darstellungen vor, die mehrere Lesarten oder Sichtweisen enthalten. Wir sehen die allegorischen Köpfe Giuseppe Arcimboldos aus dem 16. Jahrhundert, die aus Fischen oder Gemüse oder einzelnen Blumen zusammengesetzt sind. Geographisch weit entfernt, nämlich in Indien, gingen Zeichner im 17. Jahrhundert ganz ähnlich vor. Ein Kamel oder ein Elefant ist aus vielen einzelnen Tier- oder Menschenkörpern zusammengesetzt. 300 Jahre später, auf einem Foto Philippe Halsmans von 1951, erscheint Dalí mit seinem berühmten Schnurrbart und Zylinder neben einer von weitem wie ein Totenschädel aussehenden Form, die sich aus den Körpern mehrerer nackter Frauen zusammensetzt. Solche Kompositdarstellungen sind nur eine Gruppe vielfältigster Illusionismen, die in »Das endlose Rätsel« Revue passieren. Neben falschen Perspektiven oder Rorschach-Bildern werden auch zahlreiche Anamorphosen, verzerrte Darstellungen, gezeigt, die nur in einem schräg gestellten oder zylindrischen Spiegel »normal« zu sehen sind.

Oben zitierte, gängige Definitionen der Groteske wären auch auf die meisten in Düsseldorf ausgestellten Bilder und Objekte anwendbar, auch das von Fuß herausgestellte Kriterium der Selbstreferenz ist hier häufig zu finden, etwa in den bekannten »unmöglichen« Räumen und Objekten des niederländischen Grafikers M. C. Escher. Die Ausstellung scheint einem ähnlichen aktuellen Grundinteresse zu entspringen wie die Frankfurter Schau, nämlich einem verstärktem Augenmerk auf die »phantastische« Tradition des Surrealismus, das auch die aktuellen Ausgaben der »Kunstforum International« prägt. Ein großes, zweiteiliges Themenspecial der Zeitschrift widmet sich dem »Magischen«. Welches Identifikationspotential der Surrealismus für viele Menschen bis heute bietet, machten die heftigen Proteste deutlich, welche die kürzliche Versteigerung der Privatsammlung André Bretons in Paris als Ausverkauf kulturellen Erbes anprangerten.

Neben dem Surrealismus ist auch die zweite große »gegenständliche« Tendenz der klassischen Moderne, der Expressionismus, für die eher grotesken Tendenzen in der Kunst des 20. Jahrhunderts verantwortlich. Wie »Grotesk!« mit

expressivem Ausrufezeichen sind Meisterwerke dieser Richtung derzeit in der Fondation Beyeler in Basel zu sehen. Die Orientierung an Surrealismus und Expressionismus, der Hang zum Humoristischen, zum Doppel- und Widersinn, zur karikierenden Übersteigerung: Ist das eine »groteske« Moderne, die es erst noch zu entdecken gilt?

Nun findet sich im Katalog zu »Grotesk!« allerdings eine These, die der Frage der Marginalisierung des Grotesken eine neue dialektische Pointe verleiht. In seinem Beitrag zur Groteske in der Gegenwartskunst sieht der Hamburger Kunstsammler Harald Falckenberg die Kunst der Groteske traditionell verwurzelt als subversive Gegenkultur zur Ernsthaftigkeit der politischen und gesellschaftlichen Ordnung. Ähnlich wie Bachtin konstatiert Falckenberg einen Niedergang der Groteske, den er aber völlig anders begründet. Die Situation für die Groteske als Gegenkultur sei zunehmend schwierig geworden, weil die Verhältnisse im Zeitalter moderner Massenmedien insgesamt grotesk und lächerlich seien. Das Groteske ist zum Mainstream geworden: »Das Kasperletheater – klassische Form der Groteske – findet heute gesamtöffentlich in den Kabinetten und Staatskanzleien statt.«

Daraus ergebe sich ein »merkwürdiger Rollenwechsel« für die Künstler, die »ihre oppositionelle Rolle heute gegen Spaß und Event gerichtet sehen«. Folgerichtig habe sich seit Mitte der achtziger Jahre eine betont ernsthafte Kunst entwickelt, wie sie die letzten beiden Documenta-Ausstellungen in Kassel dominierte. Die Sympathie des Autors gilt jedoch den Künstlern, die mit Lachen gegen das Lachen der Spaß- und Eventgesellschaft opponieren und damit heute für das Grotesk-Komische einstünden. Der Verschimmelungs-Altmeister Dieter Roth oder der in den letzten Jahren mit seinen ausufernden, schwere Symbole herabwürdigenden Performances, Installationen und Gemälden bekannt gewordene Jonathan Meese »bekehren niemanden und machen keine Schule«, was sie von dem missionarischen, gegen die bestehenden gesellschaftlichen Zustände gerichteten Eifer unterscheidet, der etwa noch in den Radikalperformances der Wiener Aktionisten in den sechziger Jahren spürbar war.

Groteske Kunst in einer auf den Kopf gestellten, grotesken Welt? Mit dem Betreff »The World Today« bekam ich am 9. April eine E-Mail: »You know the world is going crazy when the best rapper is a white guy, the best golfer is a black guy, the Swiss hold the America's Cup, France is accusing the US of arrogance, and Germany doesn't want to go to war.«

Sind die Verhältnisse nicht in Wirklichkeit furchtbar ernst? Darf man angesichts von Krieg und Terror lachen? Daß es Harald Schmidt gelingt, ohne Peinlichkeit Witze über den Irakkrieg zu machen, ist für deutsche Intellektuelle noch immer keine Ermunterung. In einem vor einigen Monaten erschienenen Sonderheft des »Merkur« zum Thema »Lachen« sind einige Essays sehr darauf bedacht, auseinanderzusortieren, wann Lachen unziemlich ist, etwa im Fall einer Verhöhnung der sozial Schwächeren durch die herrschende Klasse. »Worüber darf man (nicht) lachen?« fragt auch der Medienwissenschaftler Jochen Hörisch, der nach dem 11. September 2001 eine Situation »grotesker Kommunikation« walten sieht, nicht zuletzt geprägt durch unfreiwillige Komik.

Unfreiwillig komisch hat auf viele Menschen die Statue Saddam Husseins gewirkt, die am selben Tag, an dem mich der Witz per E-Mail erreichte, von Irakern und US-Soldaten vom Sockel gezogen wurde. Die Funktion der Statue als Herrschaftszeichen war bis dato intakt geblieben, sonst hätte ihr Sturz nicht zum symbolischen Akt für den Sturz des Regimes werden können. Daß sie zunächst wie eine Gummipuppe in der Waagerechten wippte, bevor sie auseinanderbrach und ihre Hohlheit offenbarte, war ein optisch äußerst gelungener Akt des Lächerlichmachens. Daß auf den Kopf der Statue dann eingeschlagen und er durch den Straßendreck gezogen wurde, war dann, wenn auch verständlich, nicht mehr ganz so lustig, weil man allzusehr spürte, wie gern diese Menschen dasselbe mit dem realen Kopf des Tyrannen getan hätten. Aber das Oszillieren zwischen dem Lächerlichen und Erhabenen, zwischen dem Heiteren und Grauenhaften scheint eines der sicheren Kennzeichen der so chimärischen Groteske zu sein. Der Sturz der Statue Saddams stellte die (herrschenden) Verhältnisse im wahrsten Sinne auf den Kopf.

Und was machte Harald Schmidt am Tag der Einnahme Bagdads? Er stellte uns zwei verschiedene Aufnahmen mit Chorwerken des Renaissance-Komponisten Orlando di Lasso vor und gab ausführlichen Unterricht zur fachgerechten Fleckenentfernung aus Textilien. Hätte er den Sturz der Statue noch in einem eingeblendeten Fenster parallel gezeigt, wäre die Groteske perfekt gewesen.

»Grotesk! 130 Jahre Kunst der Frechheit«, Schirn Kunsthalle Frankfurt, bis 9. Juni (danach vom 27.6.-14.9. im Haus der Kunst, München). Katalog 320 Seiten, 200 Farbabb., 29 Euro (in der Ausst.), 59 Euro (Buchhandel)

»Das endlose Rätsel. Dalí und die Magier der Mehrdeutigkeit«, Museum Kunst Palast, Düsseldorf, bis 9. Juni. Katalog 283 Seiten, zahlreiche Abb., 29 Euro

---

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 3/03 über die Frankfurter Ausstellung »Lieber Maler male mir...«

Konkret 05/03, S. 60

Martin Büsser

Freiheit der Formen

Eine Frankfurter Ausstellung würdigt die Werke des kommunistischen Architekten Oscar Niemeyer.

Seit sechzig Jahren immer die gleiche Frage«, scherzt der inzwischen 95jährige Niemeyer im Interview, das dem Katalog zur Retrospektive im Deutschen Architektur-Museum Frankfurt vorangestellt ist. Die Frage lautete, warum er als bis heute bekennender Kommunist überhaupt Architekt geworden ist. Ohne ein Wort über die Möglichkeit einer sozialistischen Architektur zu verlieren, antwortet Niemeyer: »Als ich ein kleiner Junge war, habe ich immer Zeichnungen in die Luft gemacht. Sie haben mich immer gefragt: Was machst du da mit deinem Finger für komische Sachen – und ich habe gesagt: Zeichnungen. So bin ich Architekt geworden.«

Geschwungene Linien und gewölbte Wände, die immer wieder mit der Form von Nierentischen verglichen wurden, haben Oscar Niemeyer zu einem der eigenwilligsten Architekten der Moderne gemacht, beinahe selbstverständlich zu einem umstrittenen. Viele seiner Gebäude erinnern an Skulpturen von Henry Moore, verbergen ihre Funktion hinter eindrucksvollen Fassaden. Warum Niemeyer, der maßgeblich am Bau der brasialianischen Hauptstadt Brasilia beteiligt war, mit seiner Vorstellung vom Architekten als Künstler automatisch zum Außenseiter wurde, ergibt sich bereits aus den historischen Umständen, vor allem aus der fast schon doktrinären Vorherrschaft des Bauhaus-Stils in den fünfziger und sechziger Jahren. Funktionalität bedeutete in Anlehnung an das Bauhaus, auf jegliches Ornament zu verzichten. Niemeyer dagegen schwelgte in scheinbar sinnlosem Beiwerk: Die Säulen am Regierungsgebäude von Brasilia haben keinerlei tragende Funktion, andere Gebäude wiederum weisen geschwungene Vordächer auf, die lediglich angebracht wurden, um eine skulpturale Form über den eigentlichen Gebäudebereich hinweg fortzusetzen. »Ohne Angst vor Widersprüchen« plädierte Niemeyer für »unbegrenzte Freiheit der Formen, die sich nicht sklavisch technischen oder funktionalistischen Argumenten unterordnet, sondern die in erster Linie eine Herausforderung an die Phantasie zur Schaffung neuer und schöner Formen ist.« Als solche erfüllen die Säulen der Regierungsgebäude einen ästhetischen, aber auch politischen Zweck: Sie sollten nicht statisch, schwer lastend wirken, sondern mit ihrer schmalen Form und der angedeuteten wellenhaften Bewegung etwas vom demokratischen Prozeß ständiger Veränderung ausdrücken.

Anhand von Modellen und großformatigen Photographien vermittelt die Frankfurter Ausstellung den Reiz einer Architektur, die schon alleine deshalb auf viele Zeitgenossen provozierend wirkte, weil sie sich keiner Schule zuordnen läßt. Vom Bauhaus hat Niemeyer nicht sehr viel gehalten, nur Le Corbusier, den er 1936 kennenlernte, ließ er als visionären Architekten mit eigener Handschrift gelten, ansonsten kümmerte er sich wenig um Kollegen, sondern suchte seine Anregungen bei den Formen des weiblichen Körpers und den Felsen der brasilianischen Küste. Sogar Niemeyers Verhältnis zu Le Corbusier ist gespalten: Wenn er sich lobend auf ihn bezieht, betrifft dies fast ausschließlich solche Arbeiten, bei denen Le Corbusier selbst geschwungene, skulpturale Formen in den Bau hat einfließen lassen, etwa die Kapelle von Ronchamp, die Niemeyer als Vorbild für eigene Sakralbauten diente. Wohnhäuser von Le Corbusier waren für Niemeyer dagegen nichts als »Wohnmaschinen«, Ausdruck eines menschenunwürdigen Funktionalismus.

An diesem Punkt tritt einer der Widersprüche zutage, die Niemeyer angreifbar gemacht haben: Er selbst hat ausschließlich Repräsentationsbauten und Privathäuser für Wohlhabende geschaffen, sich aber um so etwas wie den sozialen Wohnungsbau nie gekümmert. »Ich kann doch kein Volkshaus bauen«, wehrt er ab, »wo die Leute vor lauter Seligkeit nicht mehr merken, wie sie ausgebeutet und unterdrückt werden.« Die Ghettos, als die er Arbeitersiedlungen bezeichnete, sollten in ihrem unwürdigen Zustand erhalten bleiben, weil alles andere nur dazu dienen würde, »eine Revolte hinauszuzögern«. Andererseits liebte er es als nichtreligiöser Mensch, Kirchen zu bauen, da es schön sei, »wenn sich Menschen dort glücklich fühlen«, ohne daß er auf die Idee gekommen wäre, daß das Festhalten an religiöser Behaglichkeit die erhoffte Revolte noch erheblich weiter, nämlich ins Jenseits hinausschiebt. Künstler wollte er immer sein, »eine Atmosphäre von Ekstase, Traum und Poesie« schaffen, doch die Gesetze der Kunstautonomie lassen sich nicht auf die Architektur übertragen, wo konkrete Auftraggeber zu Traum und Ekstase wenig Anlaß geben, etwa das brasilianische Regime unter General Médici, für dessen Heer Niemeyer das Hauptquartier baute. In ständiger Hoffnung darauf, daß sich die Revolte aus den unerträglichen Zuständen heraus von selbst ergebe, wirkte Niemeyer nicht zuletzt am Erhalt dieser Zustände mit, etwa wenn er, wie Alexander Fils bemerkt, »Klassenunterschiede zementiert und in den Wohnhäusern getrennte Fahrstühle für die Herrschaften und das Personal einfügt«. Anhänger wie Kritiker haben Niemeyer als Paradiesvogel bezeichnet, Traumtänzer wäre der vielleicht bessere Begriff gewesen.

Bei aller notwendigen Kritik darf allerdings nicht übersehen werden, daß Niemeyer trotz einiger Kompromisse kein Opportunist gewesen ist, eher ein manchmal allzu optimistischer Visionär, dessen Pläne immer wieder von der politischen Wirklichkeit eingeholt wurden. Als er 1956 zusammen mit dem Stadtplaner Lúcio Costa den Wettbewerb für Brasilia gewann, stand der Bau dieser Stadt, die Costa nach dem Grundriß eines Flugzeugs entwarf, noch ganz im Zeichen des demokratischen Neubeginns. Niemeyer, der Beton bevorzugte, weil sich damit am leichtesten die organischen Formen von

Berg- und Flußlandschaften umsetzen ließen, schuf den ihm zugeteilten Stadtraum aus einem Guß und plädierte bei allem Futurismus, den die ins Niemandsland gebaute Stadt ausstrahlt, dafür, die Gebäude möglichst unaufdringlich erscheinen zu lassen. Der Plan einer idealen Stadt konnte jedoch nicht realisiert werden. Der Militärputsch trieb Niemeyer 1964 nach Israel ins Exil, wo er sich enttäuscht darüber äußerte, daß Brasilia auf dem besten Weg sei, zur Trabantenstadt zu werden. Innerhalb weniger Jahre waren beengte Wohnviertel entstanden, die ganz im Kontrast zu den weitflächig angelegten Repräsentationsbauten standen, zudem haben zu hoch dimensionierte Gebäude das harmonische Gesamtbild zerstört. Heute, so Niemeyer in einem Interview 2002, sei Brasilia eine häßliche Stadt geworden.

Niemeyer hat mehr als 500 Bauwerke realisiert, vereinzelt auch in Europa, darunter das Kulturzentrum von Le Havre und das Pariser Hauptgebäude der Kommunistischen Partei Frankreichs. Seine Würdigung in Westdeutschland ließ lange auf sich warten – schon aufgrund der Wertschätzung Niemeyers in der DDR stand man ihm im Westen skeptisch gegenüber. In der DDR setzte in den frühen Sechzigern eine Diskussion darüber ein, inwieweit Brasilia zum Vorbild für architektonische Neugestaltungen werden könnte, die eine Synthese aus der neuen Formensprache der bildenden Kunst und dem sozialistischen Realismus anstrebten. Elmar Kossels Katalogaufsatz belegt, daß einige Gebäude in der DDR daraufhin zu einer Art Niemeyer-Kopie wurden, etwa das 1964 von Hermann Henselmann am Alexanderplatz errichtete Haus des Lehrers mit Kongreßhalle. Aus heutiger Sicht – vor dem Hintergrund der geplanten Umgestaltung des Alexanderplatzes – macht diese stilistische Adaption deutlich, daß einige der DDR-Bauten künstlerische Qualitäten besitzen, die als Argument für ihren Erhalt genutzt werden können.

Max Bill hielt 1954 in Rio einen Vortrag, der Niemeyer sehr gekränkt hat. Unter dem Einfluß der Bauhaus-Doktrin sprach er von einer »Orgie der antisozialen Verschwendung« und stellte die Frage, ob Architektur »so fotogen und spektakulär« sein müsse. Niemeyer hat aus dieser Kritik keine Konsequenzen gezogen, sondern im Laufe seines Lebens immer fotogenere und spektakulärere Projekte verwirklicht, darunter das 1991 entstandene Museum für zeitgenössische Kunst in Niterói, eine ufoartige, auf einen Felsvorsprung gebaute Schüssel, die noch einmal alle Visionen jener experimentierfreudigen Moderne in sich aufnahm, die sich die Zukunft wie ein Szenario aus Kubricks »2001« vorstellte.

Niklas Maak nennt dieses Phänomen, das für die heute von Niemeyers Gebäuden ausgehende Faszination sorgt, »Retrofuturismus«. In seinem Katalogbeitrag stößt man auf die etwas sonderbare Bezeichnung der »Popmoderne« und deren »Liebe zum Artifiziellen, Größenwahnsinnigen«, die Niemeyers Gebäude inzwischen fast schon in einem nostalgischen Licht erscheinen lassen. Es wäre jedoch falsch, Niemeyer als Relikt der Sechziger abzutun, dessen Arbeiten sich allenfalls noch als Filmkulisse eignen. Vieles an seinen Häusern ist zwar, wie Maak schreibt, »Decora und Maniera«, doch sie finden sich ganz anders eingesetzt als im postmodernen Eklektizismus, wie er zum Beispiel seinen Niederschlag in der Stuttgarter Staatsgalerie von James Stirling fand. Niemeyers Übertreibung versteht sich nicht als Luxus, der das Auge überreizen möchte, sondern dient dazu, die harmonische Form zu betonen. Seine Gebäude schwelgen gerade nicht in jener kapitalistischen »Überflutung des Ästhetischen« (Reinhard Knoth), die sich dadurch auszeichnet, daß selbst noch häßliche Gebäude wie Tankstellen und Autohäuser mit bunten Fahnen und glitzernden Wimpeln überdekoriert werden. Die meisten Gebäude Niemeyers wirken im Gegenteil deshalb sinnlich, weil die gewählten Formen nicht danach streben, aus ihrer Umgebung hervorzustechen, sondern sich in sie einzufügen.

Die Ausstellung »Oscar Niemeyer: Eine Legende der Moderne« läuft bis zum 11. Mai im Deutschen Architektur-Museum Frankfurt a. M. Der Katalog zur Ausstellung ist im Birkhäuser Verlag erschienen und kostet 29,50 Euro. Sämtliche Zitate von Oscar Niemeyer sind dem Katalog und dem Buch »Brasilia, moderne Architektur in Brasilien« von Alexander Fils entnommen.

Martin Büsser schrieb in KONKRET 2/03 über eine Valie-Export-Retrospektive

Konkret 05/03, S. 62

Martin B□ sser

Melodie & Rh□ thm□ s

Aphe□ T□ in: 26 Mi□ es For Ca□ Warp/Zomba

Besonders werbewirksam ist es nicht, bereits im Titel darauf hinzuweisen, daß es sich bei dieser Sammlung um bloße Auftragsarbeiten handelt. Daß es ausgerechnet Richard D. James, der so etwas wie die genialische Künstlerpersönlichkeit in die allemal bloß nominell anonyme Technowelt eingeführt hat, noch immer nötig haben soll, »for cash« zu arbeiten, hört sich nach Ironie an. Die hier versammelten, von Aphex Twin remixten Künstler sind allerdings stellenweise so weit von James□ eigenen Musikvorstellungen entfernt, daß erst einmal Anlaß zur Skepsis ist. Neben Musikern wie Seefeel und Philip Glass findet sich hier auch der Deutschrap der Fantastischen Vier, gefolgt vom abgehalfterten Indie-Popper Phillip Boa, den martialischen Recken von Nine Inch Nails und den nicht minder derben Dumpfhämmern von Meat Beat Manifesto. Doch James weiß um seine alchemistischen Qualitäten, Scheiße in Gold verwandeln zu können, weshalb es ihn wohl um so mehr reizt, Stücke zu remixen, die denkbar wenig mit seiner eigenen, filigranen Tüftelarbeit zu tun haben. »Das Original hört sich für mich gräßlich an«, sagt er selbst über viele der Compilation zugrunde liegenden Titel, »und ich muß einfach das Ganze grundlegend ändern.«

Genau deshalb darf man sich nicht von der Namensliste abschrecken lassen, denn nach Aphex Twins Bearbeitung findet sich kein Stein mehr auf dem anderen, die Verfremdung geht in fast allen Fällen so weit, daß nur noch ein einziger Künstler durchzuhören ist, selbstredend Richard D. James. Um die Vorlagen so weit wie möglich zu verformen, bedurfte es einiger Kniffe, manchmal auch gewalttätiger, weshalb die Nummern für Aphex-Twin-Verhältnisse teilweise geradezu grob und lärmig ausgefallen sind. Flächige, entspannte Ambient-Arbeiten sind selten, meist herrschen kratzbürstige Sounds und schmetternde Beats vor, bei denen sich nicht das Schlagwort »Dekonstruktion«, sondern »Destruktion« aufdrängt. Aus diesem Grund funktionieren die »26 Mixes For Cash« in gleich zweierlei Hinsicht. Sofern man die Originale kennt, eröffnet sich die ganze humorvolle Komponente dieser Arbeiten; kennt man sie nicht □ und in vielen Fällen ist das wohl auch besser so □ , bleibt immer noch der Eindruck von eigenständigen, teils tanzbaren, teils bizarr verschlungenen Tracks.

Konkret 05/03, S. 62

Michael Saager

Melodie & Rhythmus

Angie Reed Presents The Best Of Barbara Brockhaus. Chicks On Speed/Efa

Bevor sich die Assistentinnen überall breit machten, es also Sekretärinnen in Hülle und Fülle gab, war die Welt heteromännlichen Begehrens in Ordnung: Dem Begriff »Sekretärin« entsprach immerhin ein eindeutiges, sexuell aufgeladenes Bild – Fräulein Müller im engen roten Kleid, mit roten Lippen und Hochsteckfrisur, auf dem Weg zum »Diktat« beim Chef. Schwer zu sagen, ob das sexistische Klischee nun womöglich bald ausstirbt. Zur Zeit jedenfalls läßt sich noch ganz gut damit spielen.

Und so spielt die italo-amerikanische Wahlberlinerin Angie Reed die Sekretärin Barbara Brockhaus. Die mopst sich beträchtlich, und daher mosert sie in hoher Stimmlage: »The hours are long, the days are short, backwards ticks the clock to remind me I'm bored.« Träumen ist gut, denkt sie und phantasiert sich durch ihren Arbeitstag. Sie erinnert sich verärgert an die Zudringlichkeiten ihres Bosses: »You wanna play with power? Then pay by the hour! But I don't do dirty work for you ...«, rappt von der Liebe: »Wow! When we kissed he held me tight ... and I didn't put up a fight«, jammert über schlechte Zeiten: »I mean, I'm sad and I'm lonely and I never had a pony!«, phantasiert Psychoschwänze und ein wildes Rudel Jungle-Gigolos – unter ihnen: Chilly Gonzales – herbei und erzählt von Jungs, die sie mag. Dazu stampft die Lo-Fi-Elektro-Country-Punk-Discomaschine. Und das vielgeschmähte Wort Electroclash fällt einem auch wieder ein.

Die Welt, die Angie Reed als Barbara Brockhaus auf der Bühne – übrigens vorzugsweise im oben beschriebenen Dress – und der CD entstehen läßt, ist trotz ihres gelegentlichen Booty-Humors kaum auf subversive Weise lustig, noch dekonstruiert sie die Bedingungen, unter denen Zweigeschlechtlichkeit und der Umgang mit der ollen Differenz diskursiv geformt werden. Ihr das vorzuwerfen, wäre allerdings albern. Sie hat anderes im Sinn: das freie Spielen mit Alltagsphantasien, die mitunter leicht ins Surreale lappen und deren Sprachlichkeit – »Oh, habibi ...« – häufig allerlei niedlich Charmantes eignet. Die erotischen Träumereien der gelangweilten Sekretärin sind alle recht zahm, und auch in performativer Hinsicht verdeutlicht Reeds Beine-zusammen-Hintern-raus-und-jetzt-wackeln-Show einmal mehr die Differenz zu Peaches, mit der sie häufig verglichen wird. Wo Reed mit ihrer Nimm-mich-Pose die passive Verführerin gibt, stellt Peaches mittels ihrer breitbeinigen, überaus aggressiven Einforderung von Sex männliche Verfügungsgewohnheiten zumindest vorübergehend in Frage. Peaches hat manchem Mann dergestalt möglicherweise einen kurzen heilsamen Schreck verpaßt. Angie Reeds Barbara Brockhaus hingegen dürften männliche Zuschauer zwar ein wenig strange, doch vor allem zum Anbeißen süß finden. So süß, wie fleischgewordene Männerphantasien über Sekretärinnen eben sind.

Konkret 05/03, S. 62

Frank Schäfer

Melodie & Rhythmus

The Churchills: Big Ideas. Supermusic/Connected

The Churchills machen diese Musik, die man jetzt öfter im Kino hört. Offenbar nutzen amerikanische Regisseure zur Zeit gern solcherart akustische Staffage: diese emotionale Großspurigkeit, Kitsch immer eingeschlossen, die fast ein bißchen altmodische, unironische Pop-Affinität, eine um jeden Preis den Ohrwurm suchende Euphonie, und vor allem dieses Brit Pop und allerlei gerade angesagte Spielarten des Rock (Folk, College, Alternative) synthetisierende und damit coole Zeitgenossenschaft verheißende Soundgewand. Das klingt alles sehr traditionell und wohlbekannt und trotzdem gegenwärtig, besitzt somit, ein weiterer Mehrwert, auch noch absolute Familienkompatibilität.

Hassenswerte Ingredienzien fürwahr, aber die New Yorker Tripel-Formation The Churchills, die bereits mit ihrem Debüt bei Universal unter Vertrag war, um nun bei ihrem zweiten Album »Big Ideas« doch wieder die relativen Freiheiten eines Kleinlabels genießen zu können, machen was daraus. Diese rudimentäre, nur aus zwei, drei Klavierakkorden und ein bißchen Feedback-Gebritzel collagierte Schluß-Elegie »911« (der Porsche ist nicht gemeint, soviel darf ich verraten) hätte es zwar nicht gebraucht, aber man weiß ja nicht, wie weit entfernt sie wohnen vom Ground Zero. Daß »Dear Jon« nun allerdings in der Welt ist, der zwischen Trauer und Haß schwankende Abschiedsbrief eines Mannes, der mit der Frau seines gewalttätigen Freundes durchbrennt (»Dear Jon, I remember what I said / You lay a hand on her and I would break your neck / Black and blue what did you do to her?«), vielleicht sind es sogar Sohn und Mutter – für diese kleine Etüde in Schwermut muß man ihnen dankbar sein. Ein Song über eine brutal scheiternde Liebe; laut Nick Cave sind das sowieso die besten.

Bei »One Foot In The Grave« zerrt Gitarrist Ron Haney einmal ganz hübsch an seiner Endstufe und an den Stimmbändern, aber er und sein Sangesbruder Bart Schoudel, im Nebenjob der Bassist, präferieren eindeutig das Säusel-Register. Auch das muß man können. Hier musizieren junge Männer, die sich nicht scheuen, ihre vielen, manchmal widerstreitenden Gefühle zu zeigen. Das haben die Rocker von früher ja gar nicht gelernt! Eine ruhige, bisweilen anrührende Sentimentalität legt sich allenthalben wie Sahne auf den von diesen Zeitläuften hochgekochten Gemütspudding. Ein akustisches Sedativum allererster Kajüte sozusagen.

Konkret 05/03, S. 63

Klaus Smit

Platte des Monats

Autechre: Draft 7.30. Warp/Zomba

Welche Worte soll man dafür finden? Wie soll man etwas beschreiben, das sich derart einer Deutung verschließt, das dermaßen hermetisch nach außen abgeriegelt ist? Eins der früheren Alben des Sheffielder Duos Autechre, Sean Booth und Rob Brown, erschien in einer komplett grauen Hülle, die den Kunststoff, auf dem die CD befestigt ist, zu ihrem Äußeren machte und auch haptisch sofort einen vollkommen anderen Eindruck vermittelte als andere CDs. In diesen Kisten hätten auch die weiteren Veröffentlichungen der beiden erscheinen können, es hätte keinen Unterschied gemacht. Denn die computererstellten Zeichnungen der nächsten Plattencover »Confield« und des neuesten Werkes »Draft 7.30« als dekonstruktivistisch zu bezeichnen, bringt die Sache auch nicht wirklich voran. Am ehesten ähneln sie noch Mikroskopaufnahmen irgendwelcher Kristalle. Und das läßt sich vielleicht gerade noch auf die Musik übertragen: Hier geht es um den Kern der Sounds, ihre vielen Verzweigungen, um ihre jeweiligen Strukturen, ihre unterschiedlichen Ebenen und Elemente und wie diese aufeinander einwirken können. Und es geht darum, wie sich die Klänge von jeglicher Konnotation befreien lassen. Daß das Duo damit eine eigene (Be-)Deutungsebene geschaffen hat, ist ein anderes Problem.

Autechre existiert seit Ende der achtziger Jahre, als sich Rob Brown und Sean Booth in der Graffiti-Szene Manchesters kennenlernten. Dementsprechend begannen die beiden auch erst einmal mit HipHop, von dem sie sich aber schnell entfernten. Zum einen, weil HipHop und Großbritannien schon immer eine mehr als schwer herzustellende Verbindung und irgendwie unglückliche Kombination war, zum anderen, weil sie mit der Entwicklung der Musik nicht einverstanden waren und für sich andere interessante Stile entdeckten. Nach einer ersten Veröffentlichung auf einem kleinen Label im Jahr 1992 erreichten sie mehr Aufmerksamkeit erst mit ihren Beiträgen zu der damals bahnbrechenden Compilation »Artificial Intelligence« des Sheffielder Labels Warp. Plötzlich fanden sie sich inmitten von Produzenten wie Aphex Twin, Speedy J und Black Dog wieder und wurden als Teil einer Szene gesehen, auf die zuerst die Bezeichnungen Ambient und Trance, später Intelligence Dance Music und Electronica angewandt wurden. Im damaligen Techno-Boom galt diese Musik als nicht dancefloorgeeignet, sondern schien für den Kopf auf dem heimischen Sofa und die Chill-Out-Zonen der Clubs gemacht zu sein. Von Seiten der Musiker wollte man mit Flokati und Runen-Lichtspielereien aber nichts zu tun haben; man wurde in der Wahl der Mittel daher etwas rauher und ungemütlich. Und diese Haltung hat Autechre bis heute so kultiviert, daß sie als Blueprint einer ganzen Musikrichtung gelten.

Wenn es heute um digital editierte Sounds geht, die wie mit dem Häcksler bearbeitet klingen, fällt der Name des Duos. Hätten sie das Copyright auf derartige Klänge, mit denen es beispielsweise die deutsche Funkstörung zu einiger Berühmtheit und Remix-Aufträgen für Björk und den Wu-Tang Clan geschafft hat und ohne die mehrere Label überhaupt nicht existieren würden (etwa Schematic und Beta Bodega), so verfügten sie, auch ohne selbst tätig werden zu müssen, über ein gut gefülltes Bankkonto.

Autechres Musik selbst hat den seltsamen Effekt, daß man sie kurz nach dem Hören wieder vergessen hat. Hooklines oder im Kopf hängende bleibende Beats liefert die vollkommen instrumentale Musik, in der menschliche Stimmen höchstens als zusätzlicher Klang verwendet werden, nicht. Ein Grund dafür ist aber auch, daß sich in jedem Stück selbst fortwährend etwas verändert. Und selbst wenn dies nur auf einer Mikroebene passiert (und ohne daß die Klänge etwas mit Minimal Music zu tun hätten), so beeinflußt es doch nach und nach alles andere und läßt den Track an einem Ort ankommen, der vorher kaum vorhersehbar war.

Auch von Tracktiteln, Covern und weiteren Informationen auf der Verpackung darf man sich keine Hilfe erwarten. So liest sich etwa das Inlet der Promotion-Cassette wie ein Skript einer alten Programmiersprache. Denn Autechre hat für ihre Musik eine eigene Verbalisierung gefunden, sowohl in der Art, wie sie darüber reden, als auch in der Art, wie das ganze strukturiert ist. Und die verstehen nur sie selbst und vielleicht ein paar ihrer Kumpel aus dem Künstler-Kollektiv Gescom, zu dem Sean Booth und Rob Brown gehören und deren Platten auf dem Label Skam erscheinen. Titel der neuen Autechre-Platte wie »IV VV IV VV VIII«, »Tapr«, »VL AL 5« oder »6IE.CR« sagen rein gar nichts über ihren Inhalt, sie machen noch nicht mal eine Andeutung. Daß es auch anders geht, beweisen aber Titel wie »Theme Of Sudden Roundabout« und »Reniform Puls« – aber was bitte soll das denn bedeuten?

Wenn überhaupt etwas einem die Musik Autechres auf eine andere Art zu vermitteln vermag, dann ist es Alexander Rutterfords Video-Interpretation der letztjährigen Single »Gantz_Graf«. Darin wird ein in einem schwarzen Nichts schwebendes glänzendes mechanisches Ding, das von ferne an einen Satelliten erinnert, analog zur Musik auf immer neue Arten zerlegt, durchgerüttelt, gedreht, zerschreddert, ex- und implosionsartig auseinandergerissen und zwischendrin wieder zusammengefügt. Am ehesten können da wohl noch Daniel Libeskinds oder Zaha Hadids Konstruktionszeichnungen mithalten, wenn man sie mit dem Computer dynamisieren würde.

Auch Verweise in der Musik gibt es nur wenige. Den HipHop-Ursprung des Duos hört man nur noch selten bei den Beats heraus. »V-PROC« am Ende der Platte geht am weitesten in diese Richtung und wirkt angesichts der Unbestimmtheit und vieler Verschiebungen in den anderen Stücken fast schon konkret. Oder soll man sagen concrète? Denn auf Musique-Concrète-Komponisten wie den amerikanischen Tonband-Collagisten Tod Dockstader nehmen die beiden in Interviews häufig Bezug. Und ihre Vorliebe für einige Industrial-Bands der Frühphase hört man auch nur in ihrer Verwendung metallischer Klänge und ihren Kollisionen.

Wenn es neben der Möglichkeit, jedes Element bis in seine winzigsten Strukturen zu zerlegen, etwas gibt, was man aus der Musik Autechres herauslesen oder als »Inhalt« an sie herantragen kann, dann ist eine tiefe Abneigung gegenüber jeglichen festen Bedeutungen. Halt, Sicherheiten, Erinnerbares, Konventionen und andere Fixpunkte, die viele Menschen benötigen, um sich ihrer Existenz zu vergewissern, sucht man vergeblich in dieser in und um sich selbst kreisenden Welt.

Konkret 05/03, S. 64

Felix Klopotek

Boogie-Woogie vom Saturn

Conlon Nancarrows Kompositionen galten als unaufführbar, bis er vor cirka 60 Jahren das mechanische Klavier entdeckte und damit die Möglichkeit, unabhängig zu arbeiten.

Neue Musik ist im wesentlichen strukturiert durch Schulen. Sie sind stilbildend, initiieren musikalische Revolutionen, bekämpfen sich untereinander, können auf lange Traditionen zurückblicken oder treten als rebellisch auf; sie sind dezidiert akademisch oder antiakademisch – aber sie sind und bleiben Schulen, Kreise, Gruppen, Vereinigungen. Es gibt den Wiener Kreis um Schönberg, die New Yorker Schule um John Cage und Morton Feldman, die Pariser Schule der GRM (Groupe de Recherche de Musique Concrète), ihr entgegenstehend die Kölner Komponisten, die im Studio für elektronische Musik des WDR produzierten (Karlheinz Stockhausen, Herbert Eimert, Gottfried Michael König), Ende der sechziger Jahre bildete sich die dissidente Sonic Arts Union, ein Zusammenschluß damals linksradikaler Komponisten.

Es liegt auf der Hand, daß ein dermaßen in Claims aufgeteiltes Terrain nach Einzelgängern verlangt: Sie leben ihre Idiosynkrasien aus, stellen sich andere Probleme und kommen folglich zu anderen Lösungen. Die Einzelgänger haben es schwer, man muß sie entdecken, langsam aufbauen und mühsam durchsetzen. Der Einzelgänger spielt nie nur musikalisch eine Rolle, er ist gleichzeitig Lichtgestalt und einsamer Cowboy. Mögen die Professoren als Gurus verehrt werden, der Einzelgänger ist immer auch ein Hype.

Damit ist das Dilemma Conlon Nancarrows beschrieben. Der 1997 verstorbene Komponist war in den letzten 20 Jahren auf dem Markt der Neuen Musik *die* Entdeckung (20 Jahre sind im Pop eine nicht zu fassende Zeitspanne, in der Neuen Musik heißt vor 20 Jahren: kürzlich). Seine Kompositionen, die er hauptsächlich für das mechanische Klavier schrieb, ein archaisches, kaum seriöses Instrument, das seine Hochzeit in den ersten 30 Jahren des 20. Jahrhunderts erlebte, werden in ihrer Bedeutung mit denen von Ives, Schönberg, Strawinsky, Webern, Varèse, Partch, Cage, Xenakis gleichgestellt. György Ligeti schrieb zu Beginn des Hypes: »Diese Musik ist die größte Entdeckung seit Webern und Ives ... etwas Großartiges und Wichtiges für die ganze Musikgeschichte! Seine Musik ist so überaus originell, genußreich, vollendet konstruiert, aber gleichzeitig emotionell ... für mich ist er der Beste aller heute lebenden Komponisten.«

Man muß sich klarmachen, was für eine Dramatik in diesem Zitat steckt. Es ist mittlerweile unmöglich, über Nancarrow zu reden, ohne die Auseinandersetzungen mit dem Musikalischen mit dem Diskurs über den Einzelgänger zu konterkarieren. Nancarrow hat das gewußt und Nachfragen nach seinem Werdegang und seinem Privatleben barsch zurückgewiesen, dadurch aber unfreiwillig die Rolle des Unnahbaren noch betont.

Seine Biographie ist keine ganz untypische für einen Intellektuellen im 20. Jahrhundert. Am 27. Oktober 1912 kommt er in Texarkana, Arkansas, zur Welt. In den dreißiger Jahren studiert er Musik und arbeitet als Jazztrompeter. Der junge Mann ist Kommunist, 1937 zieht er als Angehöriger der Lincoln-Brigade in den spanischen Bürgerkrieg. Schwer verwundet kommt er 1939 in die Staaten zurück, findet bald seine Regierung unerträglich und zieht 1940 für den Rest seines Lebens nach Mexiko, wo er in einer Künstlerkolonie in der Nähe der Hauptstadt wohnt.

Künstlerisch einschneidend für ihn ist es zu erleben, daß seine Stücke sich als unaufführbar erweisen: zu komplex, zu eigensinnig; kein Musiker hat Lust, sich für den unbekannten Komponisten zu quälen. Nancarrow entdeckt in den vierziger Jahren das mechanische Klavier und also die Möglichkeit, unabhängig von einem Ensemble zu arbeiten. Denn das mechanische Klavier erhält seine Impulse ausschließlich über eine pneumatisch abgetastete Notenrolle. In diese Rolle sind Löcher eingestanzt, jedes Loch steht für eine Note und für die Art und Weise, wie die Note angeschlagen wird. Obwohl Nancarrow bald auf Vorrichtungen zurückgreift, die ihm das Stanzen erleichtern, braucht er für wenige Minuten Musik mehrere Monate, wenn nicht Jahre.

Die Arbeit mit dem Instrument bedeutet auch eine musikalische Einschränkung: Es klingt starr und hart, bleibt auf die wohltemperierte Stimmung fixiert. Aber der Musik merkt man es nicht an. Wer das Rollenpiano mit Boogie-Woogie und Westernsaloons assoziiert, wird sich bestätigt und überwältigt zugleich fühlen – Nancarrows Musik ist Boogie-Woogie, aber einer, der vom Saturn stammen muß. Far out. Er schafft das Kunststück, eine mathematisch hochkomplexe und bis ins kleinste Detail schlüssige Musik zu komponieren, und trotzdem klingt sie unabsehbar, wie ein völlig entrückt improvisierendes Free-Jazz-Ensemble, so entrückt, daß mitten im scheinbaren Chaos Melodien und rhythmische Strukturen – jeweils in mehrfacher Überlagerung – erkennbar werden. James Tenney spricht nüchtern von einer »polyphonen Struktur«. Man muß beide Teile dieses Begriffes ernst nehmen: Die Musik ist von schier unendlicher Verästelung, bei der immer auch die Makrostruktur, die die Verästelung überhaupt erst ermöglicht, klar und eindeutig ist.

Wenn die radikalen Komponisten der Sechziger das sozialistische Prinzip der Kommune komponieren wollten (und dafür sogar das Komponieren zugunsten von Spielanleitungen und Kollektivimprovisationen aufgeben), dann ist Nancarrows

Musik komponierte Planwirtschaft (nicht zu verwechseln mit der »sozialistischen Anwendung des Wertgesetzes«) – in der dann auch ein eigentlich nicht mehr rentables Instrument wie das Player Piano zu seinem Recht kommt.

Nancarrows »Studies for Player Piano« sind schon seit längerem auf vorzüglich editierten CDs erhältlich, nun gesellt sich die Biographie *Begegnungen mit Conlon Nancarrow* von Jürgen Hocker dazu. Schon nach den ersten Zeilen weiß man, wie es weitergeht: »Aus der Begeisterung für Nancarrows Musik ... entstand der Wunsch, sie auf einem originalen Player Piano erklingen zu lassen. Tatsächlich gelang es mir, einen geeigneten selbstspielenden Flügel zu erwerben...« Hier schreibt der Fan, der Maniac, der am Ende Nancarrow besser kannte als der sich selbst, der all die Geschichten ausplaudert, die Nancarrow nie erzählt hätte. Andererseits ist es auch eine äußerst akribische, materialreiche Studie, dabei stets erklärend und offensichtlich bemüht, wirklich jeden O-Ton Nancarrows zu dokumentieren. Das Dilemma, daß die Musik nicht mehr ohne den Hype, die genaue Analyse nicht mehr ohne den faszinierenden, aber bornierten biographischen Kontext zu haben ist, reproduziert und potenziert sich einmal mehr.

Jürgen Hocker: *Begegnungen mit Conlon Nancarrow*. Schott Verlag, Mainz 2002, 283 Seiten (inkl. CD), 39,90 Euro.

Die CDs »Studies for Player Piano, Vol. I-V« sind auf Wergo/Schott erschienen.

Felix Klopotek ist Autor des Buches »How they do it. Free Jazz, Improvisation und Niemandsmusik« (Ventil)

Konkret 05/03, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Sehr geehrtes Ehepaar Patrick Lindner/Michael Link!

Jedes von uns aus Bagdad nicht herausexportierte Bagdadkind ist mindestens (beziehungsweise was unsere Bagdadkindimportkapazität betrifft: höchstens) ein aus Bagdad herausexportierbares Kind zu wenig. Sagten Sie sich beir Umschau in Ihrem Zweierbund, den bis Datum lediglich der in Leningrad abgeschraubte Nesthaken Daniel schmückt. Vollbewußt der Einzelkindproblematik (Zensurendesintresse, Drogen) sich seiend, setzen Sie nun, einzelkindschicksalskontra und familienkomplettierungspro zum zweiten Eisprung an. *Ein* Kind brauch mer noch. Und weil Sie aber schon ein Buberl haben, soll es nun ein Mäderl sein. Und, natürellemoa, aus Bagdad soll es sein, denn Bagdadkinder sind zur Zeit ja soo was von in, gell. Liebes Ehepaar LiLi: Es muß, es wird ein Bagdadmäderl sich finden, ein Bagdadmäderl, dem Vati und Mutti weggebombt wurden, damit Sie's heimzuführn und liebevoll ans Herz zu reißen vermögen. Soll es denn mehr ein Bagdadmäderl aus tausend und einer Nacht sein, oder nähmen Sie, Sie Adoptionsabenteurer Sie, auch ein Bagdadmäderl ohne Handerl und/oder Fußerl, dafür aber mit einem zermatschten Xichterl? Gä, zeings uns doch bittschön bald, womit Sie niedergekommen sind, damit wir was zum Schauen haben. Adoptions Heil!

Sehr geehrtes Friedens-, Freude- und Eierkuchenmädchen Anna Grube aus München!

Für Sie scheint der Krieg ja der Jungbrunnen zu sein. Als Sie am 21. März zusammen mit ebenfalls oben nicht ganz ohne Mitschülerinnen G. W. Bush die Friedenstitten boten, da stand in der »Bildzeitung« tags drauf: »Offenherzig demonstrierte die Münchner Schülerin Anna Grube (18) gegen den Krieg im Irak. Sie malte das Friedenszeichen auf ihre Brust, darunter die Worte ›Gegen Bomben‹ – ›Tausende Iraker werden sterben, weil der Ober-Egoist George W. Bush diesen Krieg unbedingt will‹, sagte sie.« Grad mal drei Wochen später sind Sie wieder XXL in der »Bildzeitung«, als das »Friedensmädchen Anna«, aber diesmal mit »16«. Und Sie sind nicht nur jünger: Ihr Peaceglockenspiel steckt nun in einem einträgerigen T-Shirt mit dem Aufdruck »University 79« und den der US-Flagge entlehnten Stars, und ein(e) »M. Stranghöner« textet hiezu: »Ihr Foto ging um die Welt: Anna Grube (16) aus München und ihr sexy Protest gegen den Irak-Krieg. Jetzt macht der schnelle Erfolg der Alliierten die Realschülerin eher nachdenklich. Anna zu ›Bild‹: ›Als ich die Bilder der feiernden Iraker im TV sah, konnte ich es erst nicht glauben. Endlich einmal gute Nachrichten! Man sieht, daß die Menschen extrem unter Saddam gelitten haben. Verständlich, daß sie jetzt jubeln!‹ Doch Anna bleibt bei ihrer Kritik an US-Präsident Bush: ›Er wußte doch, daß er überlegen ist, und hat die Gefahr durch Saddam total übertrieben. Außerdem bin ich immer gegen Krieg.‹ Aber Anna sagt auch: ›Wenn der Krieg jetzt wirklich schnell vorbei und der Diktator gestürzt ist, war es vielleicht ganz gut, daß Amerika und Großbritannien eingegriffen haben.‹«

Immer gegen den Krieg, außer er dauert nicht lange und er hat sein Gutes. Kraß geiles Argu das, sehr geehrtes Friedens-, Freude- und Eierkuchenmädchen Anna Grube aus München. PS: Wann werden Sie »14«?

Hallo Körzdörfer alias »Blieswood«!

Hier spricht Jesus, Allahs Sohn, der für alle litt, außer für jenen unleidlichen Trottel, der in seiner »Knochenende«-Kolumne in der »Bildzeitung« den Schwanz seiner Hündin »Ruby« als »das Mikrofon ihrer Gefühle« bezeichnete. Dieser Reaktion mit Reiz und Mikro mit Lautsprecher verwexelnde Trottel aber bist Du, Körzdörfer. Wahrlichwahrlich, ich sage Dir (bei Redaktionsschluß): Das »Kommando Golgatha« der 3. Generation der »Roten Zelle Publizistik« wird dich am Karfreitag pignappen, und sie werden Dich im Alcatraz für ABC-Vergewaltiger stäupen und Dich mit Bagdader Staub bewerfen und mit gebrauchten Monatsbinden, und sie werden Deine Eier ausblasen und sie mit eingepackter Schokolade füllen und dabei mußt Du Tränengas trinken und Kinderherzen im Kokossud fressen, und siehe: Die Nebel des Krieges werden Allahluja singen und der U, A, E, I, Osterhase / Wird entleeren seine Blase / Fröhlich mengend Kür mit Pflicht / Mitten in Dein Angesicht ...

Herzlichst:_Der Auferstandene

Konkret 05/03, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Reinen Tisch mit den Bedrängern macht Fritz Kuhn, wirtschafts- und arbeitspolitischer Sprecher der grünen Fraktion:

Man muß den Unternehmern generell klar machen, daß sie nicht nur die jungen Mitarbeiter maximal ausbeuten können und die Älteren, die Auszubildenden und die Arbeitslosen außen vor lassen.

Weil er nicht sagen kann, was er meint, sagt er, was er meint.

Ein Feuilletonredakteur ist gestorben. Ein Feuilletonredakteur hält den Nachruf:

Er schrieb amüsant, war fast nie langweilig – und lieferte letztlich doch nur mehr oder weniger nützliche Plaudereien. Ich kann mich an keinen einzigen wirklich bemerkenswerten Artikel von ihm erinnern.

Der eine war so alt, wie der andere ist. Viel hat nicht gefehlt, daß jener diesem den Nachruf hätte halten müssen. Ob Rudolf Walter Leonhardt sich an einen einzigen wirklich bemerkenswerten Artikel von Marcel Reich-Ranicki hätte erinnern können? Ach, nicht einmal an eine amüsante Plauderei.

In der guten alten Zeit, da Theo Sommer König der Metaphern war, wurde in Berlin eine »alternativ« genannte Zeitung gegründet, die alles viel besser machen wollte. Und manchmal gelingt es ihr, fast:

Kanzler Gerhard Schröder hat in einem »Zeit«-Interview die im Raum stehende Frage aufgegriffen und einen innenpolitischen Zankapfel in den Ring geworfen.

An einen echten Theo reicht der Nachwuchs natürlich nicht heran. Der hätte gesagt, der Kanzler habe die Büchse der Pandora bei den Hörnern gepackt.

»Phase 2«, eine Vierteljahresschrift »gegen die Realität«, hat einen Denker aufgetrieben, der so denkt:

Dabei ist der Djihadismus heute nur die Speerspitze der regressiven Antwort auf das Kapital.

Die Regression hat eine Speerspitze. Wem steckt sie die wo rein? Ein Vorschlag: ihrem Erfinder, Matthias Küntzel, halbhoch hinten.

Für Springers Freiheit, sowas zu drucken, hat Voltaire gelebt:

Hier wird der sprechende Karpfen geschlachtet. Er hätte uns noch so viel zu sagen gehabt. Der kluge Kopf abgeschlagen, der anmutig-silbern glänzende Körper aufgeschnitten, Schuppen auf dem Hackeklotz. Amerika blutet das Herz: Wie konnte man nur einen sprechenden Karpfen töten. Auf dem Markt von New Square bei New York hatte der Karpfen Fischverkäufer Luis Nivelo angesprochen: »Das Ende ist nah.« Inzwischen sickern mehr Einzelheiten durch. Demnach sprach der Fisch hebräisch. Und er hat sich vor seinem jähen Ende sogar zu erkennen gegeben: In ihm stecke die Seele eines strenggläubigen jüdischen Stammkunden, der kürzlich verstorben war. Der sprechende Karpfen wurde inzwischen stückchenweise an gläubige Juden verteilt und aufgegessen.

Als Fish and Chips auf Hallachisch bzw. Kannibalisch.

Nicht alle Namen sind Schall und Rauch – oder kennen Sie einen Guido, den sie ernst nehmen? Westerwelle, Buchwald, Kolbenheyer? Na also. Und den vom »Zentrum Des Grauens« (Hella von Sinnen)?:

Ist Saddams Leibgarde so grausam wie Hitlers SS? Kann man Hitlers Waffen-SS und Saddams Republikanergarden überhaupt vergleichen? ZDF-Geschichtsprofessor Guido Knopp zieht den historischen Vergleich:

Guido zieht:

Ja. Die Männer dieser Einheiten kämpfen ohne Gnade. Sie fühlen sich als Auserwählte, als letzter Schutzwall zur Verteidigung der Ehre ihres Landes. Sie sind vereidigt auf das Leben ihres Führers. Der SS-Blutschwur hieß »Deine Ehre heißt Treue«. Ihr Motto lautet: »Den Tod geben, den Tod nehmen.« Das gleiche gilt für Saddams Elitekämpfer. Sie leisten ihren Bluteid (Qasam al dam) auf Saddam, zahlen mit dem Leben, wenn sie versagen.

Und Guido zieht:

Im Rußland-Feldzug entstand der Mythos der Waffen-SS als »Kriegsfeuerwehr«, die den Vormarsch der Russen 1943 immerhin entscheidend stören konnte. Das gleiche könnte nun den Republikanischen Garden beim Vormarsch der USA gegen Bagdad gelingen.

Und Guido zieht:

Die Waffen-SS war mit der Kapitulation des Dritten Reichs geschlagen. Der SS-Mythos war tot. Saddam wird dagegen nicht kapitulieren, sondern den »Heldentod« im Kugelhagel seiner Feinde suchen. Seine Republikanergarden könnten versuchen, ihm auf diese Weise nachzufolgen, vielleicht sogar Zivilisten, Frauen, Kinder als menschliche Schutzschilde mißbrauchen.

Sagt Guido, des ZDFs Prof. Dr. dorf. depp.

Auch andere Fernsehsender haben ihre Sternstunden:

Für ihre bei RTL live übertragene Darmspiegelung erhält Susan Stahnke den Preis der Felix-Burda-Stiftung. Die Ex-«Tagesschau«-Sprecherin bekomme die erstmals verliehene Auszeichnung für ihren Mut, »die Öffentlichkeit an dieser persönlichen Erfahrung teilhaben zu lassen«, urteilte die Jury.

Aus der erstrebten Hollywood-Karriere ist bekanntlich nichts geworden. Da wird er ihr ein Trost sein, Burdas Arsch-Oscar.

Niemand läßt mich schmerzlicher spüren, wie einsam und verlassen ich bin, als der Berliner »Tagesspiegel«. Wenn sein Herausgeber Hellmuth Karasek erklärt:

Im übrigen waren auch wir Deutschen schon mal an einem »Aggressionskrieg« – wie die Russen das damals nannten – ohne Uno-Zustimmung beteiligt, nämlich im Kosovo. Trotzdem wird niemand nachträglich sagen, daß dieser Krieg falsch war.

bleibt eben nur der Hermann N. Gremliza. (N. für Niemand.) Und noch dieses Nichts ist dem »Tagesspiegel« beim Sieg über Saddam Hussein eins zuviel:

Der Sturz einer so menschenverachtenden Diktatur darf für jeden Demokraten ein Grund zur Freude sein.

Wieder stellt mich das Blatt ganz allein ins Strafeckchen: Ich darf mich nicht freuen, ich bin kein Demokrat.

Ein Journalist der Illustrierten »Focus« ist ums Leben gekommen. »Bild« sagt, wie:

Schlacht um Bagdad. Deutscher Reporter tot. Er suchte die Wahrheit und fand den Tod.

Er suchte die Wahrheit und fand den Tod. Für Hubert Burda. Je größer der Schaden, desto geringer die Sorge um den Spott.

Warum er der beim lieblichsten der Völker beliebteste Kolumnist ist, sagt er selber:

Vor einer Woche war ich noch für diesen Krieg, heute sage ich: Ich kann ihn nicht mehr sehen. Der Tyrann lebt, und die Befreier erscheinen böse. Ich weiß nicht mehr, woran ich glauben kann. Verwirrt Ihr Frank Josef Wagner

Hin- und hergerissen von Angela Merkels Rockzipfel auf Peter Gauweilers Schoß und zurück, findet er schließlich den ersehnten Frieden in seinem Koben, aus dem er die Befreiten angrunzt:

Liebe Iraker, herzlichen Glückwunsch, ihr feiert ja wie wir, wenn wir im Fußball gewinnen. Mit Autokorsos, Dauerhupen. Im Gegensatz zu euch allerdings haben die meisten unserer Fußballfans nicht das Gefühl, daß sie nun alles gratis bekommen, was sie haben wollen. Gestern habe ich geglaubt, daß ihr Iraker im Recht seid, die Paläste Saddam Husseins zu plündern, weil er euch alles gestohlen hat. Heute weiß ich nicht, warum ihr einem eurer Brüder, einem kleinen Ladenbesitzer, seinen Wäschetrockner klaut. Ich sitze vor meinem Fernseher und bin traurig, daß ihr nun als Volk von Ladendieben rüberkommt. Dafür haben wir nicht alle geweint.

Krokodilstränen für Kameltreiber. Eine Geschichte aus tausend und einer Umnachtung.